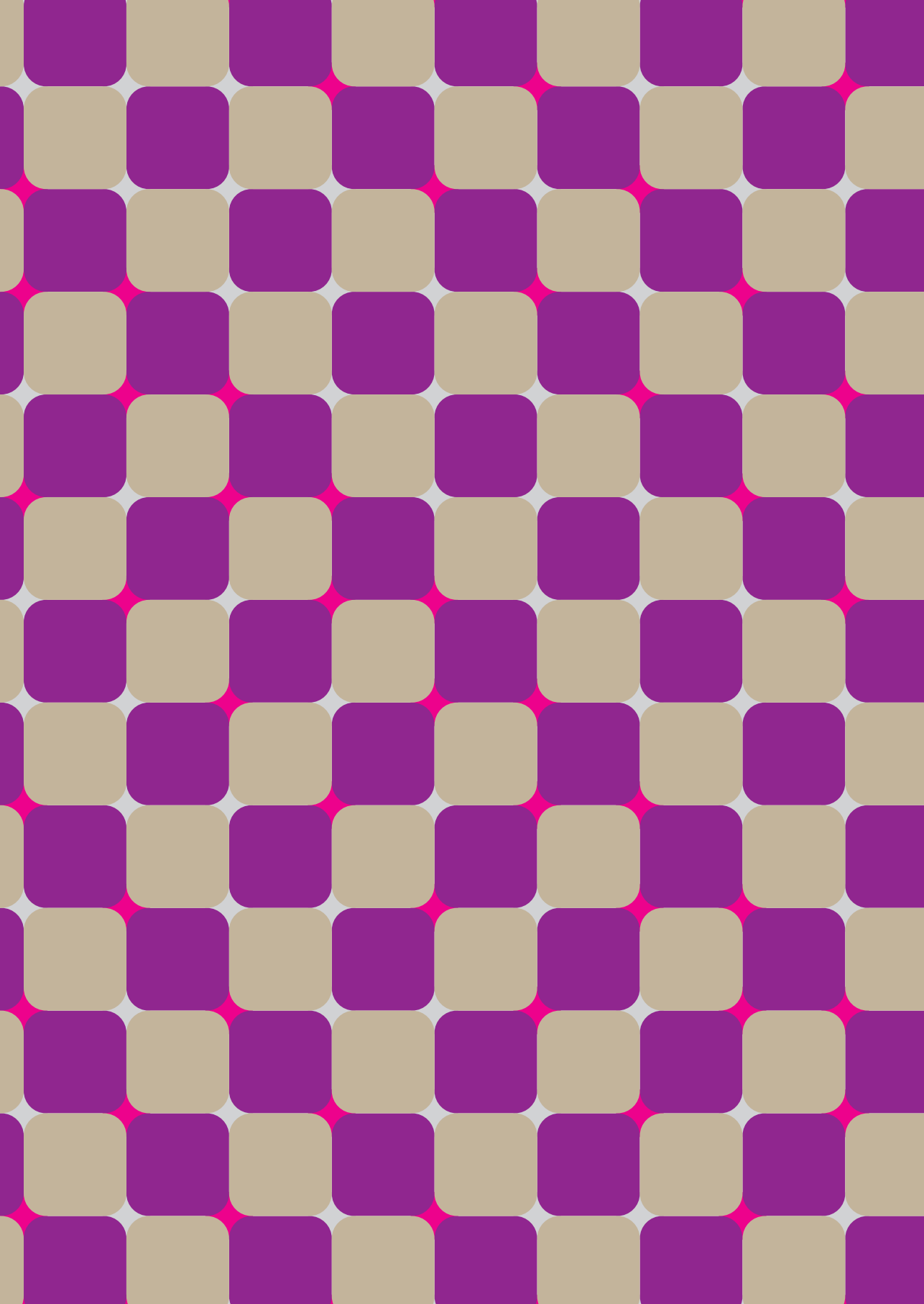


VOL. 2 | anomalie

# CONGLOMERAT



Conglomerat Journal  
Vol. 2 - Anomalie  
Erscheinungsdatum 14.12.2023

Redaktion:  
Conglomerat Journal  
Universität Erfurt  
Nordhäuser Straße 63  
99089 Erfurt

📧 conglomeratjournal  
✉ conglomeratunierfurt@gmx.de

Redaktionsmitglieder:  
Leon Zechmann  
Anina Englert  
Nina Sassenroth  
Jade Pannier  
Moriz Ranglack  
Marie Weinhardt  
Nele Quickert  
Franziska Goldhammer

Layout, Satz und Gestaltung:  
Felix Walter | @felix\_the crazyone

Cover:  
Felix Walter  
Noreen Tausend

Druck:  
City Druck GmbH Erfurt Druckerei und Verlag

mit freundlicher Unterstützung  
des Studierendenrates der  
Universität Erfurt



Die zweite Ausgabe des Conglomerats ist entstanden, als Zeiten in vielerlei Hinsicht spürbar und gewaltsam aufeinandertrafen. Was war eigentlich nochmal normal?

Als das Laub schon knusprig war, wurde es weiß und kalt auf den Straßen deutscher Städte und Landschaften. Es war jene winterliche, noch nicht ganz weihnachtlich gewordene Zeit, die so manchen einlud, in eine warme Badewanne zu klettern und sich in ein Solebecken zu träumen. Doch während draußen der kalte Wind durch die Baumkronen zischte, waren die Nachrichtenkanäle gefüllt von Berichten über Wandel und Umbruch, Krieg und Konflikt. Der Blick erschöpfte sich an übervollen Displays, Thüringer Wahlen standen vor der Tür und KI revolutionierte das Menschsein. Es war eine Zeit für unkonventionelle Methoden, in denen das Wasser ungefrorener Seen unter keinen Umständen noch türkis-blau anmutete, ein Fall für die erweiterte Chaosforschung, eine Einladung zum Sinnen über Tatsachen. Eine Zeit, um Cafés wieder von innen zu sehen, wo Brillen schlagartig beschlagen, die Lichter zum Lesen gedämmt werden. Eine Zeit, in der Kunst und Literatur ihren Wert behalten und mit dem Heißgetränk und regem Austausch zur Geltung kommen.

Eine irgendwie anomalische Zeit, so fanden wir.

Die allgegenwärtigen Wellen an Veränderungen haben auch vor den inneren Strukturen des Conglomerats keinen Halt gemacht. Unsere Redaktion wuchs um einiges an – wir sind nun zu acht. Aus einem einmaligen Projekt ist ein halbjährlich erscheinendes Magazin geworden, das neben der breiteren Reichweite sein Fortbestehen mit einer kleinen Release Veranstaltung feierte.

Unser Dank für diese Ausgabe gilt an erster Stelle den zahlreichen Beitragenden, die diese Kollektion durch ihre Einsendungen erst ermöglicht haben. Ziel unseres Lektorierens und Kuratierens war stets, der beeindruckenden Vielfalt und Originalität der Beiträge gerecht zu werden. Unter der übergreifenden Thematik der “Anomalie” finden sich, wie schon in der ersten Ausgabe, sowohl erfahrene Text- und Kunstschaffende als auch noch unerprobte Beitragende nebeneinander ein. Der vernetzende Raum des Conglomerats geht dabei weit über die Grenzen Erfurts hinaus und lädt ein zu einem gemütlichen, erschreckenden, rührenden, womöglich verführenden und manchmal verwirrenden Leseerlebnis.

Zu guter Letzt möchten wir uns bei dem Studierendenrat der Universität Erfurt bedanken, dessen großzügige und vertrauensvolle finanzielle Unterstützung dieses Projekt abermals ermöglicht hat.

Leon, Anina, Nina, Jade, Moriz, Marie, Nele & Franziska

# A-side

Von Oben herab	Christian Naaf	9
Honigbienen	Josefa	10
If you hold me without hurting me, you'd be the first who ever did	Maren Baumann	12
Anomalie IV	Sanja Bahr	13
Fest (In Schutt und Asche)	Leon Zechmann	14
Der blaue Stuhl	Amelie Gante	16
-----	Leah Blätter	17
Geständnis einer Anomalikerin	Leevke Duhra	18
2x10 <sup>5</sup>	Mariella Schlosser	20
Sehschwäche	Laura Görlitz	22
Das MHD auf dem Toastbrotverschluss	Stefan F.	24
-----	Noreen Tausend	26
türkis-blaues Wasser	Mia Gilb	28
Zielscheibe	Christina König	30
Die Wilde Nonne	Nele Quickert	33
Collagen aus handgemachtem Milchkartonpapier	Kathleen Böttcher	34
Der mit der orangen Brille.	Lykke Kruse	35
Unkonventionelle Methoden	Michelle Jacobi	36
-----	Daniel Drews	38
Im Dezember auf 471 Metern überm Meer	Sina Aebischer	39
trippy drop	Daniel Drews	40
bODEn 2	Mia Tausend	42
trails tales rails traces	Felix Walter	43

# von oben herab

Deren Logistik, wir auf den Bäumen,  
Australopithecini der Gegenwart,  
Träume von Räumen, die retten,  
warten gegen Räumung an, ihre  
gebleckten Kapitalozähne. Ketten  
an Sägen und Knöcheln und utopischen  
Potenzialen. Wagen der Secus, unser  
Wohnen Wagnis, Kampf, Verzweifeln.  
Hoffnung, die weh tut. Streiten ums Morgen  
ohne Worte. Und Schreie nach Ruhe.

Deren fossile Flöze, die töten. Wir  
homo sapiens, zu spät. Trotzen  
Gestrigen, unerwählt. Kotzen  
Alterität in ihre neue Welt. Vermessen.  
Ihre Narrative. Weil Geld: Handlungs-  
zwänge, Ressourcengedränge, Netz-  
stabilität, Versorgungssicherheit. Wessen?  
Deren Rentabilität. Unser Verrecken.  
Die Atopie dieses Weltuntergangs  
in Zeitlupe.

# Honigbienen

Ihre Augen könnten meine sein.

Unter der Körnung der Fotografie, gerade unscharf genug, um die Farben verblassen zu lassen, zieht ihr Blick sich wie Kaugummifäden an den äußersten Rand des Bildes.

Sie lacht.

In den Armen meiner Großmutter liegt friedlich ein Baby, der Mund leicht verzogen, in Richtung Kamera schauend oder auf die Person, die dahinter steht.

Die aufkommende Enttäuschung liegt  
schon in den Winkeln der Lippen.

Ich weiß nicht, wann das Bild aufgenommen wurde.  
(Vielleicht waren sie schon bei meiner Urgroßmutter eingezogen, vielleicht wohnten sie noch in der kleinen Wohnung direkt neben dem Gebäude, das während der Diktatur zerbombt wurde.)

Ich weiß nur -  
der Blick, der sich an den äußersten Rand des Bildes zieht, schaut mich an.

An einem Abend im Winter hatte sie mir von dem Tag erzählt, an dem mein Großvater in die Wohnung gestolpert war, sie an der Hand nach draußen zog.  
Von dem Summen der Kampfflugzeuge vor dem Fenster.  
Wie Honigbienen  
hatten sie geklungen.

Mein Großvater hatte das Foto mit zitternden Händen abfotografiert und es in die Familiengruppe geschickt. Es erinnerte mich an die Filme, die mein Urgroßvater mit seiner Super 8 Kamera gedreht hatte.

Meine Großmutter, wie sie die Kamera anschaut stumm etwas mit den Lippen formend.

Das Foto war vermutlich von ihm geschossen worden. Vielleicht sogar in Mexiko, wo er seine Ausbildung zum Facharzt gemacht hatte.

Nein -

Ich erkenne die Bäume im Hintergrund - Chilenische Platanen. Es sind dieselben, die am Kurfürstendamm am Straßenrand stehen.

Siehst du, sagt mein Vater,  
wie ihre Wurzeln bis hierhin reichen?

Zusammen hatten wir ein Museum besucht, in dem die Foltermethoden der Diktatur ausgestellt waren.  
Meine Großmutter, wie sie meine Hand nimmt  
Stumm in ihr Taschentuch weinend.

Maren Baumann

## IF YOU HOLD ME WITHOUT HURTING ME, YOU'D BE THE FIRST WHO EVER DID

tiefrothhimmel gespiegelt im hochhaustreppenhaus  
jage meinen schatten in die klirrende kälte hinaus  
ich sehe mich nicht mehr meine lunge leer  
schultern schwer notwehr

modrige pilze im mund alles zerfällt  
der nachbarshund bellt schlachtfeld

ich will meinen schädel auf beton und teer aufknacken und  
meine gehirnmasse im einzelnen zerhacken grenzen einpacken

ich will meine rippen aufbrechen gefühle  
ohne oberflächen sehen abschwächen

ich will mich in meinen venen verkriechen schwerelosigkeit

riechen vergraben unter moos dahinsiechen

ich will meine organe zählen nachschauen

welche gesunden synapsen fehlen frieden zurückstehlen

ich will meinen brustkorb vor enge aufreiben sterne

in den augen auftreiben die watte im kopf rausschneiden

fass mich bitte nicht an meine knochen tun weh

emotionale odysee zeit ohne zweifel ade

ich ziehe dich ran doch entgleite dir dann

ich schwöre ich mein's nur gut doch wunden akut

dass meine wut darauf beruht bitterer tribut

ich kenn' niemanden der sich damit abtut



# Fest (In Schutt und Asche)

Ich bin gestorben, aber das macht mir gar nichts aus. Seitdem wandere und wandele ich durch das gleiche Gebäude. Ein verwinkelter, von Bücherregalen umschlungener Raum, in dem man häufiger Flure findet als offene Flächen. Am Ende der Gänge liegt ein Restaurant. Essensbereich und Küche sind gleichermaßen klein und leer. Das Einzige, was ich finden konnte, war ein Tisch, auf dem die verschiedensten Tees in stetig randvollen

Kanistern und Karaffen herumstehen. Deswegen sitze ich meistens im größten der Bibliotheksräume, in einem tiefen, weichen Sessel, mit immer unterschiedlichen Plastikbechern in der Hand. Die meiste Zeit dieser meisten Zeit versuche ich herauszufinden, wie oder wieso ich gestorben bin.

In den Büchern steht die Lebensgeschichte einer Person, von der ich vermute, dass ich sie sein muss. Deshalb hatte ich chronologisch angefangen, mich durch die Regale zu lesen. Die reine Vernunft würde natürlich wollen, dass ich, wenn ich schnellstmöglich eine Antwort auf meine Frage haben wollte, das letzte Buch zuerst lese. Ich hatte es schon in den Händen gehalten, konnte mich aber nicht dazu überwinden, es aufzuschlagen. Wer könnte wissen, wie lange ich hier noch bleiben müsste? Vielleicht eine Ewigkeit lang, und dann wüsste ich schon, wie die einzige Unterhaltung, die ich hier habe, endet, bevor ich überhaupt den Anfang gelesen hatte.

Wieso wusste ich überhaupt, dass ich tot war? Dann müsste ich doch auch wissen, wie es ist, lebendig zu sein. Seltsamerweise wurde mir dieser Umstand erst bewusst, als ich beim sechsten Lebensjahr der Person in den Büchern ankam. Es wird eindrucksvoll beschrieben, wie das Kind wackelig nach einem Schuleignungstest das Treppenhaus hinabpurzelt. Es war das erste Mal, dass ich verstehen konnte, wie es sich fühlt. Auch wenn ich es davor schon vermutet hatte, nahm ich jetzt immer mehr an, dass ich es sein musste, um den es in den Büchern geht. Und das war meine erste Erinnerung. Lebendig zu sein, bedeutet für mich also Angst. Seitdem ich hier bin, hatte ich komplett vergessen, dass Angst überhaupt existiert.

Als ich beim neunzehnten Lebensjahr angekommen war – die Jahre zuvor hatten gezeigt, dass dieser Ort hier das Nachleben sein musste (niemand würde so etwas wirklich verlegen) – ging plötzlich der Tee aus. Er ging nicht direkt ganz aus, er wurde nur nicht mehr von Geisterhand nachgefüllt. Zum ersten Mal fingen die Teespiegel in den Kanistern und Karaffen an zu sinken. Auch fing die Bibliothek an zu verstauben, und aus einer Ritze in der Küchenwand kroch eine einzelne Kakerlake in mein Ableben hinein. Sie wich mir immer aus. Deswegen saß ich Ewigkeiten dort, in mehreren Metern Abstand. Sie ging nicht mehr in ihre Ritze zurück, in das dunkle Nichts, das ich dahinter erkennen konnte. Vermutlich war sie auch tot, und brauchte einen Platz, um zu sein. Deswegen lernten wir uns zu tolerieren, stillschweigend gegenüber.

Mehr als auf einen Meter kam die Kakerlake aber nie heran. Ich las ihr die Lebensalter neunzehn bis zweiundzwanzig vor, und ich glaube, sie war interessiert daran. Wir verarbeiteten gemeinsam den Weltschmerz eines heranwachsenden Menschen. Während ich die Angst des beinahe Grundschülers noch nachvollziehen konnte, wurde ich hier gänzlich zum Imitator. Alleine im Vortragen spielte ich eine Rolle für die Kakerlake. Ich gab an diesem Punkt vollends vor, die Person in den Büchern zu sein. Weil ich das wollte. Ich wollte mich einer größeren Welt unzulänglich fühlen, als dieser hier, inmitten des Nichts, in der Nichts passiert außer fallender Staub und die traurigste Endzeitfreundschaft, von der ich je gehört habe (ich kenne nur diese eine).

Als noch mehr Risse anfangen, sich in der Wand zu formen, verschwand die Kakerlake. Das Holz der Bücherregale knarzt und quietscht, gelegentlich fallen Bretter auseinander, Bücher torkeln ulkig laut zu Boden. Irgendwann ertönte ein großer Knall von außerhalb des Raumes. Die Regale, die am weitesten vom Restaurant entfernt waren, schoben sich zur Seite auf, und offenbarten eine Tür, durch die mir ein junger Mann entgegentrat. Er war in Eile, rückte sich Hemdkragen und Brille zurecht, und steht jetzt angespannt und kerzengerade vor mir, durchblättert einen Haufen Unterlagen auf einem Klemmbrett und leckt sich dabei ständig über die Finger.

„Wir müssen uns schrecklich bei Ihnen entschuldigen, Sie wissen ja, wie das ist, mit den ganzen Anträgen und Formularen, wir sind völlig überlastet, jetzt, wo das Ende der Welt in vollem Gange ist, Sie wissen ja sicherlich, wie das ist.“

Er legt ein Formular auf den kleinen Tisch vor dem weichen Sessel, drückt mir einen Stift in die Hand und deutet auf die Linien des Papiers. Dann legt er das nächste Formular hin, und ich setzte Kritzeleien darauf, und dann das nächste, und immer so weiter.

„Wir sind auch völlig unterbesetzt, deswegen hat es so lange gedauert, wir können uns nur schrecklich bei Ihnen entschuldigen.“

Ich zucke mit den Schultern und unterschreibe weiter Formulare. Doch er legt mir das Neuste nicht mehr hin, sondern hält es in den Händen, sieht es entgeistert an.

„Ja, so etwas. Das habe ich ja noch nie gesehen. Sie sind ja noch gar nicht tot? Was machen sie denn hier? Das muss ein schreckliches, verwaltungstechnisches Missverständnis sein, wir können uns nur bei Ihnen entschuldigen.“

Er führt mich wortlos ins Restaurant, an der hinteren Wand des Essensbereichs öffnet sich, genau wie für ihn zuvor, aus dem Nichts eine Tür nach draußen. Er leitet mich an, hinauszugehen, wünscht mir Lebewohl. Ich strecke meinen Kopf nach vorne, und es kommt mir grell und eiskalt entgegen.

Für einen Moment blicke ich zurück, fragend, dann Hilfe suchend, in sein leeres Gesicht. Er sieht auf die Uhr am Handgelenk, tippt abwechselnd, wartend, mit der Ferse und der Fußspitze aufs Parkett, bis hinter uns ein schwarzer, kleiner Punkt aus einem der Risse in der Wand krabbelt.

Einen Schritt vorwärts, und ich stehe draußen, mit beiden Beinen. Fest, in Schutt und Asche.

# Der blaue Stuhl

Auf der Straße finde ich einen blauen Stuhl. Er sieht schön aus, denke ich. Den nehme ich mit. Denke ich. Weil er etwas dreckig ist, stelle ich ihn erst mal vor meine Wohnungstür. Später werde ich ihn sauber machen und dann in mein Zimmer stellen. Ja. Genau, das soll mein neuer Nachttisch werden. Mit vielen Büchern drauf.

Als ich am nächsten Tag die Wohnung verlasse, stolpere ich fast über den blauen Stuhl. Ich habe vergessen, ihn gestern sauber zu machen. Aber heute Abend, wenn ich nach Hause komme, habe ich noch genug Zeit. Dann mache ich den blauen Stuhl heute Abend sauber. Ja. Das werde ich machen. Genau, das soll ja mein neuer Nachttisch werden. Mit vielen Büchern drauf.

Am Abend komme ich später zurück als gedacht. Ich sehe den blauen Stuhl vor meiner Wohnungstür stehen. Mit dem Rücken zur Wand sieht er aus wie eine Einladung. Aber jetzt bin ich zu müde. Nein. Das geht jetzt nicht mehr. Das mache ich morgen.

Am nächsten Morgen verschlafe ich und bin so spät dran, dass ich den blauen Stuhl nicht einmal bemerke, als ich die Wohnung verlasse. Am Nachmittag komme ich zurück, völlig durchnässt vom Regen und kalt bis auf die Knochen. Der blaue Stuhl schreit mich an und ich schreie zurück. Meine Wohnungstür knalle ich zu.



Luzie Katzorke

da ist nichts.  
da ist nur staub, verlustangst, druck.

du sagst, dass es gut war.  
laden wir uns auf, wenn nicht?  
ich höre auf zu fühlen, wenn ich nicht sehe.  
und ich sehe dich nicht.  
verliere ich dich?

da ist nichts.  
nur staub, trägheit und essen.

weil ich es nicht schaffe, über mich zu denken,  
betäube ich mich mit filmen  
die es nicht schaffen, mich vom essen abzuhalten.  
bis ich nichts mehr sehe,  
weil ich vom kotzen weine.  
und das einzige, was rauskommt, ist wasser.  
dabei brauche ich das doch.

da ist nichts.  
nur staub, zeit und ungeduld.

ich muss so tief atmen, um meinen bauch wegzuatmen.  
und ich wünschte, ich könnte es zulassen.  
aber es dauert zu lange.

da ist nichts.  
nur staub, menschen und desinteresse.

sie schreiben, reden, rufen mich an.  
und ich ignoriere sie.

da ist nichts.  
da ist nichts.  
nur sinnlose versuche, es zu greifen.

# Bekennnis

## Geständnis einer Anomalikerin

Leevke Duhra

Hallo, ich bin Zina (habe meinen Namen geändert) und ich bin Anomalikerin.

Wie die meisten anderen Laster hat auch diese Sucht ihre Wurzeln in meiner Kindheit, denke ich. Bevor ich zehn Jahre alt wurde, ist meine Oma gestorben. Wir haben einen leeren Sarg beerdigt. Nachdem ich zehn Jahre alt geworden bin, habe ich meine Oma dann einmal im Garten beim Birnenpflücken gesehen. Das hat alle ziemlich aufgeregt für ein paar Tage. Meine Mutter hat mir erzählt, dass meine Oma sich verstecken würde. Warum sie sich versteckt, hat mir keiner erzählt. Über die Jahre habe ich dazu mehrere Theorien aufgestellt. Bis heute scheinen mir zwei davon für am wahrscheinlichsten: Entweder sie versteckt sich vor dem Rest meiner Familie oder vor den quietschenden Bäumen. Wenn man sie danach kategorisieren möchte, gibt es zwei Arten von Bäumen. Die, die knarzen und die, die quietschen. Die quietschenden sind selten und sie brauchen nicht einmal Wind zum Quietschen, habe ich beobachtet. Das Geräusch an sich ist furchtbar unangenehm, daher verstehe ich meine Oma ganz gut; denke ich. In den Jahren darauf habe ich noch ein paar weitere tote Leute gesehen. Zumindest sahen sie so aus, als wären sie schon mal gestorben.

Als die toten Leute aufhörten, mir zu begegnen, begann ich die Anomalien von mir aus zu suchen. An ein paar Wochenenden fuhr ich so lange mit Bussen durch die Gegend, bis ich einem netten Busfahrer begegnete. Und einmal schlich ich in eine Kirche und legte mich auf das Dach des Beichtstuhls, um die Leute zu belauschen. Nachdem die Glocke zum fünften Mal durch die Gemäuer hallte, betrat eine Frau den Beichtstuhl und der Priester verriet ihr seine Geheimnisse. Wenn ich müde bin, setze ich mich in die U-Bahnstation und warte darauf, dass eine Werbetafel zweimal dasselbe Plakat aufrollt. Und wenn ich Zeit habe, fahre ich zu einer Brücke. Dann klettere ich über das Geländer, halte mich an ihm fest und lehne mich immer wieder vor und zurück, um zu erspüren, ob sich die Schwerkraft an diesem Tag anders verhält. Normalerweise kommt irgendwann die Polizei, um mich von der Brücke zu holen. Sie kennen schon meinen Namen (habe ihn geändert) und den meiner Oma. Sie mögen mich nicht und ich finde sie auch nicht sehr sympathisch. Aber eigentlich wollte ich etwas ganz anderes erzählen.

Die schwerwiegendste Anomalie meines Lebens war der kleine Junge, der sterben wollte. Jakob heißt er. Ich lernte ihn kennen, als ich einmal in einem Kinderhaus arbeitete. An einem Tag stürmte es heftig. Es stürmte schon die ganze Woche und Jakob saß am Fenster, wie schon an den Tagen zuvor. Die anderen Kinder lachten miteinander, sie liefen durch die Räume und an ihm vorbei. Ich setzte mich zu ihm. Irgendwann, nachdem ich lange auf ihn eingeredet hatte, sagte er es mir. Der Gedanke an seinen Tod schien ihm überhaupt nicht fremd zu sein, er verstand, was er gesagt hatte und ich musste schweigen. Als ich meine Worte wieder fand, log ich ihn an. Ich sagte ihm, dass der Wind die Bäume normalerweise nie nach Süden blasen würde. Ich sagte ihm, das sei eine Anomalie und dass sie nicht jeder sehen könnte. Erst dachte ich, er würde mir gar nicht zuhören. Aber am nächsten Tag in

der Cafeteria zeigte er mir wortlos einen Pudding, der beim Kaltwerden keine Haut gebildet hatte. Und ein paar Tage später erzählte er mir, dass er einen Frosch in der Papiertonne gefunden hatte. Von da an fragte er mich manchmal, ob wir auf dem Spielplatz spazieren gehen könnten, um die Anomalien zu suchen. Damals durchsuchten wir die Spielplätze der ganzen Stadt.

Es ist so viel Zeit vergangen. Wir treffen uns noch heute zum Spazieren oder zum Kuchen backen. Die Spaziergänge sind zu meiner liebsten Normalität geworden. Jakob ist jetzt 17 Jahre alt und er geht wieder zur Schule. Er ist wahnsinnig gut im Finden von Anomalien. Und er behält sie sich im Kopf wie Goldmünzen in einer Truhe. Wenn wir uns dann treffen, teilen wir unsere Schätze. Er erzählt mir von Blumen, die im Winter blühen und von Straßenlaternen, die nachts aus sind und am Tag leuchten. Manchmal beobachtet er Pfützen, deren Wasser plötzlich zu vibrieren beginnt. Oder er sieht Enten, die in einen See ein-, aber nie wieder auftauchen.

Heute beim Backen, wir haben einen Kirschkern in unseren entkernten Kirschen gefunden, hat er mir gesagt, dass er glücklich ist.

Jetzt ist es mitten in der Nacht, doch eben das lässt mich nicht los; deshalb muss ich Ihnen schreiben. Viele Leute, die ich kenne, scheinen mir nicht glücklich zu sein und so oft höre ich dieselben Leute von "dieser absurden Welt" sprechen. Doch ich denke, die meisten verstehen gar nichts von Absurdität, sie sehen nicht das, was Jakob sieht; sie sehen die Schönheit gar nicht. Ich denke, dass viele Leute trotzdem an eine den Dingen zu Grunde liegende Logik glauben. Und dabei beginnen sie erst gar nicht, diese Logik zu definieren, das wäre schließlich sehr komplex und auch nicht unbedingt notwendig. Denn der Glaube an eine Logik, welche schon irgendwie alles bedingt, allein das Selbstverständnis ein auf Logik aufbauendes Weltverständnis zu haben, wird ausreichen, um ein ruhiges Leben zu führen. Vielleicht ist Ihnen dieser Glaubenssatz bekannt. Glauben Sie an eine nebulöse Logik wie andere an einen nebulösen Gott? Das kann ich niemanden verübeln, sicher nicht. Doch ich ~~glaube~~, denke, dass dieser Glaube einem nicht ein Leben lang Ruhe bringen kann. Ich denke, dass jeder früher oder später so oder so verständnislos werden muss. Das habe ich beobachtet. Doch optimaler Weise, und dabei kommt es auf Ihre Kooperation an, werden Sie nur Ihr Verständnis und nicht Ihren Verstand verlieren.

Sehen Sie, wenn Sie mein abnormales Verhalten nur lang genug beobachten würden, würden Sie irgendwann diesen flüchtigen Moment erleben, in dem es plötzlich normal oder zu einem Thunfisch wird. Und dann, dann könnten sie mehr verstehen; denke ich. Dann, Jakob sagt das auch, könnten Sie glücklicher sein. Über all die Dinge, die nicht in ein Verständnis passen, doch die der Verstand beobachten kann.

Erkunden und bewundern Sie Ihre Verständnislücken. Werden Sie glücklicher.

Mit herzlichen Grüßen

Zina (Sie wissen schon)

# $2 \times 10^5$

Mit ihrer unendlichen Komplexität reihen sich Fraktale ein in die Struktur des Universums und liefern dabei ein Spiegelbild unserer eigenen Existenz, die von wiederkehrenden Mustern und Strukturen geprägt ist.

Als Objekt der Mathematik und der Chaosforschung beruhen sie auf unendlichen Wiederholungen. Mit ihrer herausstechenden Ästhetik ermöglichen Fraktale nicht nur eine von beeindruckender Schönheit gezeichneten Perspektive auf die Natur, sondern beweisen gleichzeitig, dass sich auch unsere schnelllebige und scheinbar oberflächliche Welt einer ausgefeilten Logik nicht entziehen kann.

Herausragend durch das Konzept der Selbstähnlichkeit - verbunden mit der Idee, dass ein Objekt in verschiedenen Maßstäben ähnliche Eigenschaften aufweist - erinnern sie uns daran, dass Schönheit und Komplexität oft in den kleinen Dingen zu finden sind. Sie beweisen, dass alle Natur voller Nuancen ist und dass die intuitiven Vorstellungen von einer linearen Welt nicht ausreichen. Das Universum ist eben nicht nur auf makroskopischer Ebene vielfältig und komplex. Somit bieten Fraktale ein Fenster in eine Welt, in der sich Ordnung und Chaos auf außergewöhnliche Weise vermischen.



S E H S C  
H W Ä  
C H  
E

Laura Görlitz

Kollektiv verschiebt dein schlechtes Paar Pupillen  
beschwerlich seinen Fokus -  
minus sechs Dioptrien fallen bereits  
unter eine ausgeprägte Kurzsichtigkeit.

Im Prozess dessen,  
bemühe ich mich, sie aufzugreifen,  
auch wenn Augen  
keine Finger sind.

Deine Blicke rieseln  
durch mich hindurch wie feiner Sand,  
auch wenn Augen  
keine Finger sind.

Ist es dann zu viel verlangt,  
begriffen zu werden,  
mit deinen Händen  
und allem, was dazu gehört,  
wenn nicht einmal die Kraft  
zum Sehen reicht?

Berührt zu werden  
von deinen warmen Fingerkuppen,  
die feinfühlig ertasten,  
was für dein schlechtes Paar Augen  
immerwährend  
unersichtlich bleibt?

So gilt es, sich blind einen Weg zu bahnen,  
aus deiner Anomalie,  
aus der Fehlsichtigkeit hinaus,  
wo sich weder gesehen noch gefühlt wird.

Begreifst du wenigstens,  
wie gut es sich anfühlt,  
einander auf Augenhöhe  
zu erfassen?

Wie wohltuend es ist,  
sich in die Weitsicht hineinlehnen zu können,  
auch wenn Augen immer noch  
keine Finger sind.

(2023)

## Das MHD auf dem Toastbrotverschluss

Ich lieg' auf dem Boden. Ich spüre die Einschläge deiner Fäuste auf meinem Körper. Es tut nicht weh und dennoch weine ich. Es tut nicht weh, denn mein Körper hat sich an deine Schläge in all den Jahren gewöhnt. Ich weine, weil ich mich schuldig fühle. Ich weine, weil ich nicht verstehe, was ich diesmal falsch gemacht habe. Ich weine, weil ich das Gefühl habe, schuld zu sein. Ich bin schuld. Ich bin schuld daran zu existieren. Ich fühle Mitleid mit dir, weil du mich bestrafen musst. Ich bin zu viel oder nicht gut genug. Ich bin da, aber ich habe keinen Platz. Die Last von allen Menschen auf dieser Welt. In meinem Kopf wird der Gedanke geboren, dass ich nicht auf dieser Welt sein darf. Ich muss sterben.

Dieser Gedanke ist auf meine Seele gestempelt worden wie das Mindesthaltbarkeitsdatum auf den Toastbrotverschluss.

Du willst mich brechen und wartest darauf, diesen Moment zu erleben. Doch ich kann nicht zerbrechen, ich liege in schon Scherben vor dir. Deine Schläge zeigen nicht den erwünschten Effekt. Du hältst kurz inne, ziehst deine Hausschlappen aus. Der Schuh soll es richten.

Ich stehe in der Küche an der Spüle. Du stehst neben mir und kochst. Du bist wütend und heute weiß ich gar nicht mehr worüber. Du warst so oft wütend. Wütend, dass ich existiere. Mir rutscht der Topf aus der Hand und mit einem lauten Scheppern landet dieser im Spülbecken. Das Wasser spritzt umher. Noch bevor ich verstanden hab', was passiert ist, prallt ein Messbecher von meinem Kopf ab und landet auf dem Boden. Er zerbricht. Ich habe das nicht erwartet. Ich habe für einen Moment vergessen, dass es keinen sicheren Ort gibt. Ich habe vergessen, immer auf alles vorbereitet zu sein. Du schreist. Schon im nächsten Moment zerschellt ein Nudelsieb an meinem Kopf. Es war meine Schuld, dass der Messbecher jetzt kaputt ist, und für das Nudelsieb werde ich auch noch bestraft. Du schreist und schickst mich in mein Zimmer. Rückwärtslaufend verlasse ich den Raum. Dir den Rücken zuzukehren, lässt meine Angst nicht zu und du hast mich heute wieder daran erinnert, das niemals zu vergessen. Ich verbringe den Rest des Tages in meinem Zimmer. Etwas zu essen bekomme ich heute nicht mehr.

Es ist Samstagvormittag, du kommst ins Schlafzimmer. Schon im Automatismus machst du meinen Kleiderschrank auf. Wie ein Schneeschieber leeren deine Hände die Fächer, in denen die Kleidung nicht perfekt gefaltet übereinander liegt. Mit jedem Fach wirst du lauter. Ich stehe regungslos vor dir. Du bist fertig mit dem Schrank und drehst dich zu mir. Ich weiß, was jetzt kommt. Jetzt musst du mich bestrafen. Du holst aus .... Was ist passiert? Ich stehe vor dir und mir fehlen die letzten Sekunden. Du schaust mich erschrocken an. Deine Augen sind mit Angst gefüllt und dein Gesicht ist ganz bleich. Meine beiden Arme halten deine Handgelenke mit ganzer Kraft. Deine Hände werden blau. Ich lasse dich los. Du sagst nichts und fliehst aus dem Raum. Du fährst zu Arbeit. Ich habe Panik. Was habe ich getan? Du wirst mir das nicht verzeihen können. Die Strafe dafür werde ich nicht überleben. Doch du darfst nicht daran schuld sein, dass du mich bestrafst. Ich muss dir diese Last abnehmen. Ich packe etwas Kleidung und wichtige Dinge ein. Ich gehe und komme nicht wieder.

Der Krankenwagen fährt durch die Krankenhausschranke. Draußen ist es dunkel. Es ist Nacht. Ich bin überfordert. Ich habe keine Idee, was jetzt kommt. Es gab für mich keinen Plan für danach. Ich hätte nicht mehr hier sein sollen. Ich warte. Ich warte sehr lange. Ich fühle mich erschöpft und fremdbestimmt. Es kommt ein Arzt. Er betritt den Raum mit der Frage: „Und Sie wollen nicht mehr leben?“. Ich lächle und sage Ja. Wir reden. Ich rede. Er hört zu. Er hört wirklich zu. Das erste Mal habe ich das Gefühl, es hört jemand zu. Das erste Mal habe ich das Gefühl, dass ich so sein darf, wie ich bin. Ich bekomme ein Zimmer. Ich weiß nicht, was jetzt kommt.

Ich stehe vor deiner Haustür. Ich habe geklingelt. Du machst die Tür auf und stehst vor mir. Ich habe dich größer in Erinnerung. Die letzten Jahre sehe ich dir an. Ich habe lange überlegt, was in diesem Moment passiert. Werde ich wütend sein? Werde ich Angst haben? Ich sehe in dein Gesicht. Ich bin nicht wütend. Ich habe keine Angst. Ich fühle mich schuldig. Ich fühle mich für all deine Taten verantwortlich. Ich fühle mich zu viel.

Mit acht Jahren lag ich auf dem Boden.

Mit elf Jahren war ich in der Küche.

Mit sechzehn Jahren war ich im Schlafzimmer.

Mit dreiundzwanzig im Krankenhaus.

Mit zweiunddreißig Jahren vor deiner Tür.

Noch immer nenne ich dich Mutter.

Noch immer nennst du mich Sohn.



*Noreen Tausend*

## türkis-blaues Wasser

Sie sah einen kleinen Fischschwarm unter sich. Die Fische waren vielleicht so groß wie ihre kleinen Finger. Sie schimmerten in Silber und Grau. Einige Sonnenstrahlen durchschnitten die Wasseroberfläche und reflektierten die glänzende Struktur ihrer Schuppen. Sie glitten durch die leichte Strömung, als wären sie ein großer Organismus. In Form einer Art Kugel schwammen sie unter ihr hinweg. Sie beobachtete, wie sich die einzelnen Fische bewegten, um vorwärtszukommen. Sie schlugen mit ihren Flossen und verdrängten so das Wasser um sich herum. Als die Fische außer Sicht geschwommen waren, fokussierte sich ihr Blick auf etwas anderes - das Riff unter ihr. Die unverwechselbaren Gestalten faszinierten sie. Einige Korallen zeichneten sich in einem dreckigen Rotbraun ab, einige in einem Moosgrün und einige in einem satten Orange. Gleichzeitig spürte sie ein Unwohlsein in der Nähe dieser ungewöhnlichen Formen. Instinktiv wusste sie, die Schärfe und Gefahr zu achten. Ihr fiel auf, wie flach das Wasser hier war. Sie sollte lieber versuchen, um das Riff herumzuschwimmen, bevor sie sich noch die Beine aufschneidet. Gerade, als dieser Gedanke durch sie hindurchfuhr, hörte sie einen Schrei. Sie hörte ihn gedämpft. Durch die nun drückend wirkende Wasserschicht. Danach hörte sie immer mehr. Gehetzte Rufe, panisches Kreischen, gebrüllte Anweisungen, platschendes Wasser. Sie wollte raus. Raus aus dem Wasser. Raus aus dieser Situation. Gehetzt versuchte sie, über das Korallenriff hinweg zu schwimmen. Sie erkannte plötzlich, wie das türkis-blaue Wasser sich langsam rot färbte. Es wucherte hinter ihr, an ihrem äußeren Wahrnehmungskreis und breitete sich dann langsam, aber beständig, um sie herum aus. Sie dachte zuerst, dass sie sich doch an den Korallen geschnitten hätte, doch sie spürte keinen Schmerz. Sie hörte immer mehr verzweifelte Schreie, die vom Strand aus und aus dem umliegenden Wasser zu kommen schienen. Die Wasserströmung um sie herum schien zu vibrieren. Ihr Herz fing an, so schnell in ihrer Brust zu schlagen, dass sie sich sicher war, es würde aus ihrer Brust fallen. Durch die Reibung würde unumgänglich ihr Fleisch aufgeschürft werden, sodass ein klaffendes Loch entstehen musste. Sie versuchte immer schneller zu schwimmen und wagte einen Blick nach hinten. Doch ihre Sicht war verschwommen.

Vielleicht durch das Blut. Vielleicht durch ihre Tränen. Entweder durch ihre Drehung oder Atmung kam Wasser in ihren Schnorchel. Sie verschluckte sich an dem Wasser. Sie konnte nicht erkennen, ob sie noch immer über dem Riff war, doch es kümmerte sie nicht mehr, ob sie sich verletzte. Hauptsache, sie entkam diesem etwas, das sie da verfolgte und konnte wieder atmen. Sie richtete sich auf und rannte die letzten Meter bis zum Strand in der sicheren Überzeugung, dass, was auch immer sie verfolgte, immer noch hinter ihr war. Als sie wieder auf dem Sand stand und das Wasser hinter sich gelassen hatte, dachte sie, der Gefahr entkommen zu sein. Ihr Körper glaubte ihrem Geist noch nicht und pulsierte noch immer unter ihrer Angst. Sie keuchte. Durch eine hektische Drehung durchschnitt sie die Luft, doch als sie sich umdrehte, war da nichts. Sie sah das türkis-blaue Wasser in langsamen Wellen am Strand schäumen, glückliche Familien, die ausgelassen im Wasser spielen und ihre eigenen Freunde ein kleines Stück entfernt auf ihren Handtüchern sitzen.



# Zielscheibe

Es konnte jederzeit passieren. Im Bus auf dem Weg zur Arbeit, im Café, beim Bestellen des Mittagmenüs, im Kino, wenn mich ein Blick durchbohrte und mir bewies, dass ich nirgendwo sicher war, auch nicht in einem abgedunkelten Saal und in einer der vordersten Reihen, in die ich mich setzte, um weit weg von allen Augen zu sein. Es war ein Blick, den ich in all seinen Varianten fürchtete, ein Blick, der meine Schutzschilde verbrannte und mich bloßlegte, die von mir kunstvoll verstreuten Puzzleteile zusammensetzte und das Bild präsentierte, das ich verbergen wollte. Manchmal war er neugierig, ein Beobachten aus den Augenwinkeln, das abbrach, sobald ich hinschaute, und wie eine Spinne über meinen Nacken kroch, wenn ich wegschaute; die Unsicherheit hing zwischen den Wimpern des Blicks und vermaß mich von Kopf bis Fuß. Manchmal war der Blick kühl, baute eine Eisfestung rund um seinen Absender auf und ließ das Burgtor herunterrasseln: Eintritt verboten. Und manchmal war er verächtlich, degradierte mich zum Produktionsfehler und verpasste mir den Stempel „Mängelexemplar“. Der verächtliche und der kühle Blick waren ein Messerschnitt quer über den Arm, der mich sofort markierte, aber der unsichere war schlimmer – früher oder später würde er die richtigen Schlüsse ziehen, mich in die Schublade stecken und den Schlüssel wegwerfen, und die letzten Momente in Freiheit sirrte die Panik durch meine Nerven. Dann beeilte ich mich, um so schnell wie möglich fortzukommen und die Erkenntnis nicht im fremden Blick flimmern zu sehen.

Im besten Fall ließ ich es nicht so weit kommen. Wie ein Lötkolben brannte ich mir alle Taktiken in die Hirnwindungen, die mich unter dem Blick durchtauchen ließen: das Kopfabwenden, Wegducken, Mit-den-Schatten-Verschmelzen, das mich abschirmte, wenn sich Aufmerksamkeit um mich kristallisierte, die Umwege, die ich machte, die falschen Busse, die ich bestieg, die Kapuzenpullover, die ich im Sommer trug. Sonnige Tage machten mich glücklich, Tage, an denen ich hinter den getönten Gläsern meiner Sonnenbrille verschwinden konnte, an denen die Blicke von mir abprallten wie Lichtstrahlen an Spiegeln und die Brille sie zurückschickte an die Absender. Mit übervollen Einkaufsstraßen verband mich eine Hassliebe; ich tauchte unter die Massen und verwandelte mich in einen Teil des dahinströmenden Kollektivs, während sich jede meiner Hautzellen bewusst war, dass das Kollektiv so viele Augen hatte, die mich alle durchschauen konnten, dass meine schützende Menge sich im nächsten Moment gegen mich wenden konnte. Wartesituationen bescherten mir Schweißausbrüche; lieber sprintete ich zum Bus und sprang im letzten Moment durch die sich schließende Tür, als dass ich minutenlang an der Haltestelle stand und Blicke auffing wie ein Plastikspielzeug den Staub. Die Empfangsdamen meiner Ärzte sahen mich resigniert durch ihre farbigen Kontaktlinsen an, wenn ich zu spät zu meinem Termin kam, und ich schämte mich jedes Mal, aber besser, sie hielten mich für respektlos, als dass ich mich den Augen der Fremden im Wartezimmer aussetzte. Ohne Smartphone ging ich nirgendwohin; ich starrte hinein, verwandelte mich in einen unter vielen digitalen Golems und wurde unsichtbar. Als mein Handy kaputtging, meldete ich mich krank und verließ das Haus erst wieder, als es repariert war.

Keine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, wurde zu meinem Lebensmotto. Ich kaufte die unauffälligsten Blusen, Jeans und Turnschuhe, die ich fand; eine monochrome Farbpalette, die unter allen Augen durchschlüpfte. Manchmal betrat ich ein Geschäft und bat die Verkäuferinnen, mir genau das Outfit zusammenzustellen, das eine Schaufensterpuppe trug. Meine Kolleginnen lächelten über meine modische Unbedarftheit und ich lächelte darüber, sie getäuscht zu haben. Wenn ich langweilig blieb, hatte ich gewonnen.

Meine Beiträge zu Mittagessen-Gesprächen im Büro kultivierte ich sorgfältig. Ich hörte den anderen zu, wofür sie sich interessierten, und machte Zuhause meine Hausaufgaben, informierte mich über Low-Carb-Diäten, die Ergebnisse des lokalen Fußballteams und die besten Strecken zum Rennradfahren und konnte am nächsten Tag mitreden, verpackte die Meinungen der anderen in neue Worte und ließ sie so klingen, als wären sie mir selbst eingefallen. Unser Unternehmen war politisch links, also war auch ich politisch links. Auf Instagram folgte ich denselben Influencern wie meine Kollegen, brachte dieselben Birnen-Walnuss-Salate mit wie die anderen und verlieh mein steirisches Kürbiskernöl für Dressings. Alle mochten mich, niemand wusste etwas über mich und niemandem fiel das auf.

Mein Privatleben war umso unsichtbarer, je öffentlicher ich es preisgab. Ich ging in Bars, besuchte Konzerte, machte Wanderausflüge und fuhr in austauschbare Städte. Da ich von allem Fotos schoss und postete, hielt man mich für extravertiert und unternehmungslustig. Auf den Fotos verschmolz ich mit meiner Freundesgruppe, wurde zu einer weiteren Hand mit Cocktail, einem weiteren Lippenstiftlächeln, einem weiteren Sonnenbrand. Ich existierte so offensichtlich, dass ich genauso gut nicht da sein könnte. Ich war der Baum, den man im Wald nicht sah, und „Baum“ wurde meine beste Verkleidung.

Mit Männern war es einfach, ihrer Erkenntnis zu entkommen. Ich wurde zur Projektionsfläche von Wünschen, Bedürfnissen und Fantasien, auf der ich lesen konnte wie auf einer Schultafel, wer ich zu sein hatte. Eine Weile lang ging das gut. Aber je besser sie mich kannten, umso stärker brannten ihre Blicke durch meine Fassade, Zeitbomben begannen zu ticken und dann war ich weg, die Standardsätze „heute nicht“ und „das geht mir zu schnell“ stäubten in genau bemessenen Prisen auf die Beziehungen und ihr Geschmack wurde schal. Wenn ich Glück hatte, verließen mich die Männer von selbst oder unsere Treffen versandeten. Wenn nicht, musste ich selbst gehen. Mein Geheimnis blieb mir.

Der Haustürschlüssel für eine fremde Wohnung lächelte falsch in einer Männerhand. Der dazugehörige Mann lächelte mit. Ich nahm meine Tasche und ging. Zuhause brüllte ich in ein Polster und warf eine Duftkerze durch den Raum, die alle meine Kolleginnen hatten.

Die Friseurin schaute mich im Spiegel an. Ich schaute sie an. Dann nickte ich. Sie zuckte mit den Schultern und verteilte die grüne Farbe in meinen Haaren. Alle starrten. Ich kaufte Lederjacken, Bikerstiefel und einen falschen Nasenring, packte die Sonnenbrille weg, schaltete das Handy aus und setzte mich mitten in den Park, wo mich jeder anschaute, der an mir vorbeikam. Ich erwiderte alle Blicke, so lange, bis einer nach dem anderen von mir abfiel. Ich hatte eine neue Art der Unsichtbarkeit gefunden.

Bei der Arbeit sagte niemand etwas zu mir. Meine Chefin rief mich ins Büro und bat mich, zumindest den Nasenring abzunehmen. Ich kündigte.

Ich trank viel. Manchmal dachte ich über eine Weltreise oder soziale Arbeit in Entwicklungsländern nach, ohne es wirklich ernst zu meinen. Ich wollte meine Wohnung umdekorieren, aber hatte keine Ideen. Eines Tages hörte ich an einer Bushaltestelle, wie eine Gruppe Volksschüler über mich lachte. Ich drehte mich um und schaute sie an. Das Lachen tropfte ihnen von den Gesichtern. Eine Weile hielt ich den Blickkontakt. Dann wandte ich mich ab und ging nach Hause. Ich färbte meine Haare wieder braun, kaufte die Outfits von Schaufensterpuppen und suchte mir einen neuen Job. Am ersten Morgen, als ich dort anfangen sollte, war das Wetter schön. Ich setzte meine Sonnenbrille auf, steckte das Handyladekabel ein und lief mit Verspätung zur Bushaltestelle.



*Die Wilde Nonne - Nele Quickert*



# Der mit der orangen Brille.

Und plötzlich bist du wieder da.  
Orange Gläser über blauen Augen.

Wegen der Narben auf der Netzhaut.  
Oder so.

Sie sagen uns, dass du nur den Rand siehst.  
Vorstellen kann sich das niemand. Erklären auch nicht.

Und Orange war nie deine echte Lieblingsfarbe.  
Aber du erzählst es allen, die fragen.

Und irgendwann wird sie es.  
Glaube ich.

Jetzt  
Jahre später ist Orange normal.  
Das Blau sehen nur Wenige.

Und ich frage mich immer wieder,  
wer in Wahrheit die blinden Flecken hat.

Denn dein Herz sieht messerscharf,  
du mit den blauen Augen.

# Unkonventionelle

# Methoden

Neulich hatte ich einen äußerst außergewöhnlichen Arztbesuch. Eigentlich war ich wegen meines bellenden Hustens vor Ort, die Untersuchung sollte allerdings ein wenig anders ausfallen als erwartet.

Ärztin: „Was kann ich für Sie tun?“

Ich: „Ich habe da diesen hartnäckigen Husten, schon seit mehreren Wochen jetzt - ich würde mich gerne mal durchchecken lassen.“

Ärztin: „In Ordnung, husten Sie doch einfach mal.“

Ich: „Wie? Ist das denn ... Das kann ich doch gar nicht steuer ...“ hust-krächz

Ärztin: „Verstehe.“ murmelt

Ich: HUST!

Ärztin: „Ein klarer Fall. Sie haben gehörig die Schnauze voll ...“ murmelt

Ich: „Wie?!“

Was dann geschah, kann ich selbst noch nicht so richtig glauben. Die Ärztin kam näher und legte ihr Ohr an meinen Kopf. (Sind das wissenschaftlich anerkannte Methoden?!). Dann lauschte sie eine Weile, die mir gefühlt wie eine Ewigkeit vorkam und begann, an den unterschiedlichsten Stellen meines Kopfes mit ihren Fingern Druck auszuüben. „Autsch!“, entfuhr es mir ab und an. War das vielleicht eine Art Akupressur?! Als sie sich schließlich wieder mir gegenüber setzte, hatte sich ihr linker Mundwinkel wissend gehoben.

Ärztin: „Das dachte ich mir bereits. Wir haben es hier mit der weit verbreiteten Form der Gehirnschmalzdrüsenanomalie zu tun. Ums mal salopp zu sagen: Sie zermartern sich viel zu viel das Hirn.“

Ich war sprachlos.

Das nahm die Ärztin zum Anlass, mich mit weiteren Ausführungen über meine Lage aufzuklären.

Ärztin: „Über die Jahre hinweg kann es beim vermehrten Grübeln & Brüten in Kombination mit einem vorrangig vernünftigen Lebensstil zu einer vermehrten Gehirnschmalzproduktion kommen. Die Gehirnschmalzdrüsen vergrößern und verformen sich, was sich dann u. a. in bellendem Husten äußert.“

Ich (geschockt): „Ohje ...! Kann man was dagegen tun?!“

Da ich zugegebenermaßen auch etwas skeptisch war, fügte ich hintendran: „Und wie hängt Husten überhaupt mit dem Gehirn zusammen?“

Ärztin: „Sie können unbesorgt sein, es gibt Möglichkeiten, die vermehrte Hirnschmalzproduktion und somit auch den Husten, der sie plagt, zu behandeln.“

Sie nahm einen Rezept-Zettel in die Hand und begann etwas zu notieren.

„Folgendes werden wir tun: Ich verschreibe Ihnen zwei Wochen Urlaub, um mindestens einem kleinen Herzenswunsch nachzugehen und im Anschluss einen Monat Katzenschnurrtherapie. Fragen Sie ihr Herz, was es zum Leuchten bringt und achten Sie im Alltag auf Begegnungen und Momente, die sie innerlich weiter werden lassen. Wichtig dabei, wenn Sie die Fragen stellen, ist, dass Sie auch wirklich ZUM HERZEN HIN lauschen.“

Ich: „Und der Husten?“ Mehr brachte ich in diesem Moment nicht heraus.

Ärztin: „Ganz einfach: Ein Leben, das nicht dem Herzen folgt, kann einen gewissen Unmut in uns auslösen. Wenn die Hirnschmalzproduktion auf Hochtouren läuft und die Stimme des Herzens immer leiser wird, entsteht eine Disbalance, die auf vielfältige Weise zum Ausdruck kommt. Eine davon ist Husten. Wir könnten der Welt, den Menschen, dem Leben was husten! Und das tun manche dann auch.“

Ich: „Ohha. Die Essenz ist also, mit anderen Worten: Ich habe gehörig die Schnauze voll und es ist an der Zeit, meinem Herzen zu folgen?“

Ärztin: „Exakt.“

Ich: „Vielen Dank! So einen aufschlussreichen Arztbesuch hatte ich schon lange nicht mehr.“

Und so verabschiedete ich mich, kaufte mir ein Maultier und machte mich auf den Weg nach China. Aber das ist eine andere Geschichte, die vielleicht auch ein ganz kleines bisschen geflunkert ist.

# Im Dezember auf 471 Metern überm Meer

Es muss in der Nacht beginnen, muss in der Nacht begonnen haben. Anders lässt es sich nicht erklären. In der Nacht muss es geschehen sein, klammheimlich und leise, fast schon lautlos, zumindest im Schlaf. Die Bewegung ein Fallen. Die Bewegung ein Schweben. Ein von oben nach unten, ein Ankommen. Ein Liegenbleiben.

Es ist dieses Liegenbleiben, das überrascht, das für Gespräche sorgt. Das Fallen an sich ist schon merkwürdig genug. Aber das Liegenbleiben, das ist es, was verwirrt. Das ist es, was Rekonstruktion verlangt: Ein Brauen, oben, grau. Ein Zusammenkommen von Dunkelheit, ein sich Verdichten. Dann vielleicht ein Geräusch. Vielleicht ein leises Knirschen oder ein Klingeln oder vielleicht etwas ganz anderes, eine sanfte Melodie, so genau ist das nicht zu wissen. Auf jeden Fall Stille oder etwas Ähnliches, denn war es ein Geräusch, so war es ein leises, eines, das fast keines war, näher an Stille als an Ton. Und dann das Innehalten, das Stürzen.

Das Stürzen muss schnell gewesen sein in seiner Langsamkeit. Fast nichts mal 9.81 ergibt zwar wenig, ist aber trotzdem noch viel. Aber nicht von aussen betrachtet. Von aussen betrachtet muss es ein Schweben gewesen sein, ein kontrolliertes Fallen voller Eleganz. Im Fallen ein Glänzen. Ein Reflektieren von Mond, von Strassenlaternen. Ein Zurückwerfen von Licht. Ein Glitzern in der Luft. Und dann der Aufprall. Das Aufgefangenwerden von der Erde. Das Hinlegen auf kalten Boden. Das Liegenbleiben.

Es ist dieses Liegenbleiben, das in den Häusern für ein Murmeln sorgt, für ein aufgeregtes Summen. Es ist dieses Liegenbleiben, das die Alten an Kindheit erinnert und die Jungen nicht kennen. Das Puderzuckern des Dorfes ist es, das verwirrt, weil das Puderzuckern nicht mehr passiert. Weil das Weiss der Vergangenheit gehört und die Gegenwart der Wärme. Weil das Aufwachen an einem kalten Morgen schon lange nicht mehr eine bedeckte Welt bedeutet. Weil der Himmel hier auf 471 Metern überm Meer seinen Staub bei sich behält.

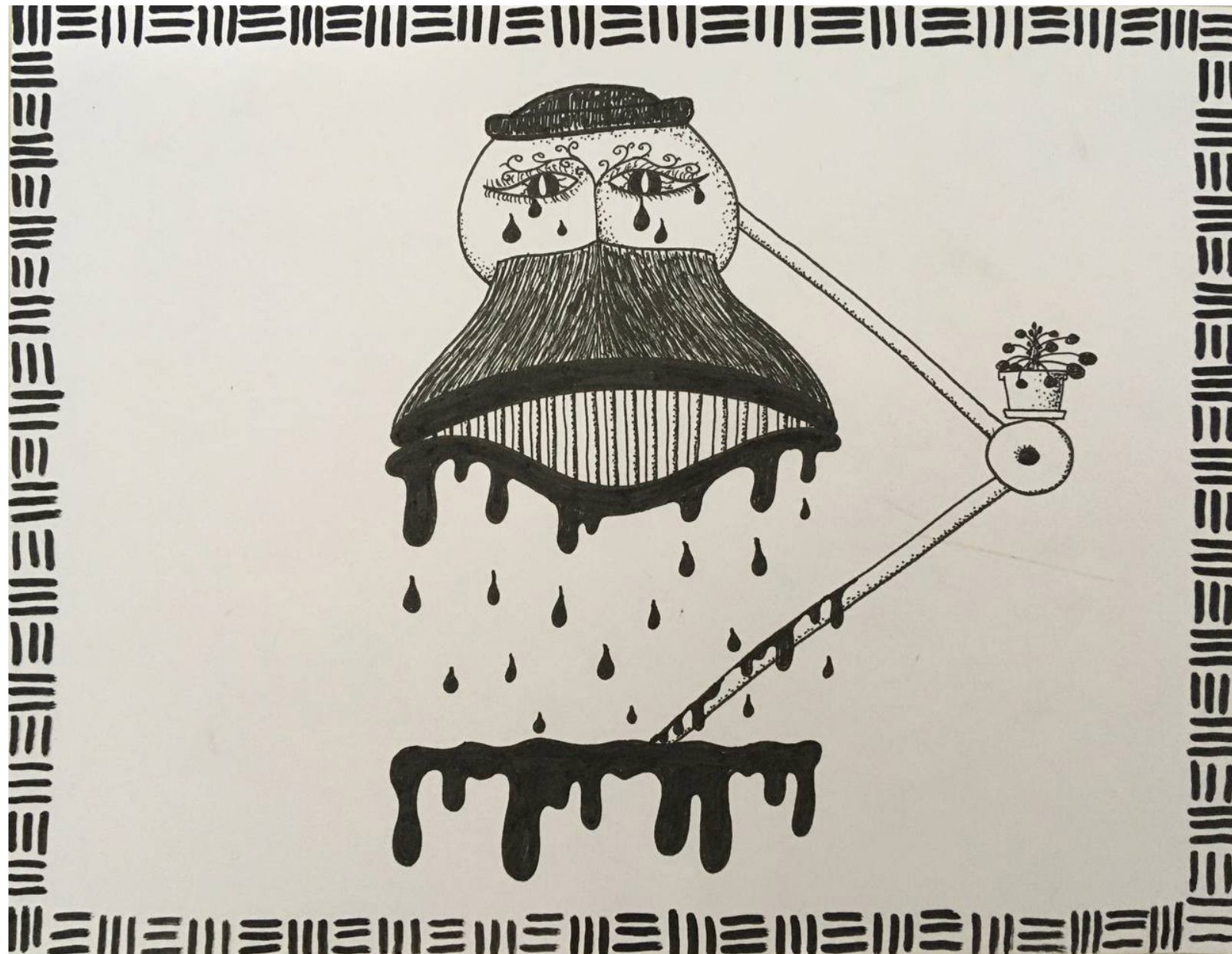
Und doch. Es ist ein Fallen in der Luft.



Wie heißt das gute Stück?

*Daniel Drews*

# ԵՐԻՐԱԳՈՐՕՔ



*Daniel Drews*

## bODEN 2

nasse Haare  
am grauen Fach für Putzmittel  
Gepäck anlehnen verboten  
nur das gehetzte Ich  
lehnt sich an  
im ICE nach München  
frischgeduscht und verschwitzt  
pausierte Musik  
stumme Kopfhörer

Menschen mit Einwegbechern  
Menschen mit Gebäcktüten  
verwirrte Rentner  
Suchen  
Verstauen  
Ruhe

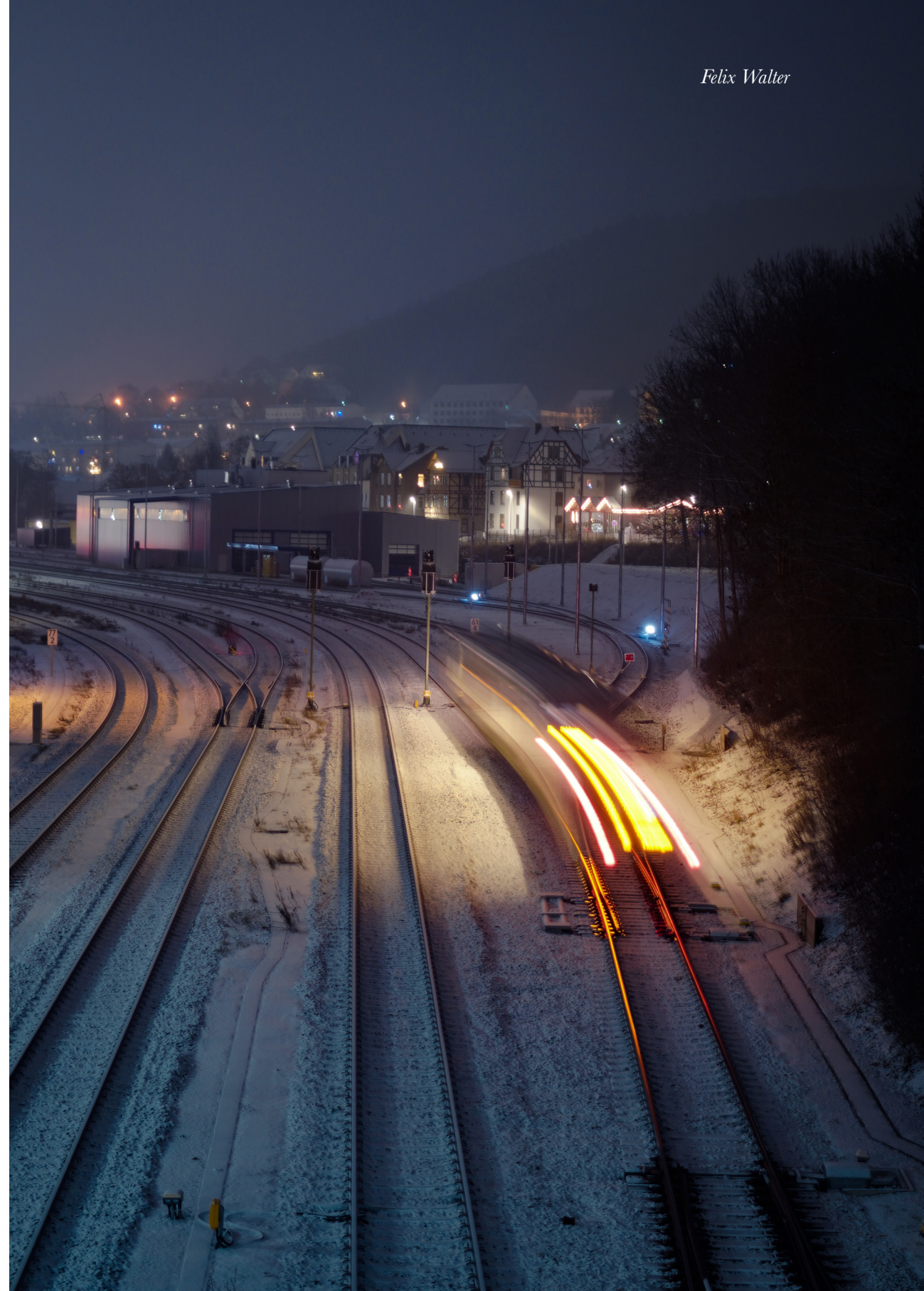
graue Haare, vier Millimeter  
rote Sneaker mit Luftpolstern  
blauer Jogginganzug von „Victas“  
Selfie mit der Geschwindigkeitsanzeige  
dicke Finger auf dem Auslöser  
wackelnde Versuche  
*131 km/h*

an den Seiten des Rucksacks  
zwei Cola-Flaschen  
mit sonnengelber Flüssigkeit  
Initialen mit Edding  
lieblos auf grau-meliertem Koffer

fünfunddreißig Minuten vor nächstem Halt  
Victas wartend vor geschlossener Tür

ein Marienkäferkoffer  
gesellt sich zu den Edding-Initialen  
zwei braune Zöpfe  
blicken auf mich

quietschend sinkende Geschwindigkeit  
sonnengelbe Flüssigkeit tanzt  
Bäume werden langsamer  
die Außenwelt bekommt Umriss



Jam Blue

Jam Blue mag für einige klin-  
gen wie ein Pseudonym für  
einen musikalbegabterter Kiffer,

aber hat in der Entstehungs-  
geschichte mit einem Erdbeer-  
marmeladenbröt mit Honig  
in einem Schauspielstück und  
der russischen Zeichnung  
für schwul zu tun.

Tair Borchardt

schreibt gerne über  
Politik und Sex

Anush Hovhannes

Sie ist 1993 in Jerewan (Ar-  
menien) geboren und konnte  
2017 ein Studium der Ger-  
manistik in Berlin antreten.

Nun möchte sie Barockgesang  
Oper, schreibt und übersetzt  
Literatur aus dem Armeni-  
schen.

Jade Pannier

schreibt, liest, hüpf, lebt wie-  
der in Berlin

Anina Englert

studiert Sozial- und Litera-  
turwissenschaft, schreibt seit  
sie schreiben kann, nur ganz  
manchmal

Anna Kant

www.annakant.de

Adrian Lächele

@@adrian.lche

Moriz Ranglack

Geboren und aufgewachsen  
in Potsdam. Seit 2021 Stu-  
dium der Internationalen  
Beziehungen und Romanistik  
in Erfurt. Literarische Inte-  
ressen schwanken zwischen  
„verstaubten“ Klassikern und  
mutiger Gegenwartsliteratur.

Luise Reinhardt

wohnt in Wien, Studium der  
Vergleichenden Literaturwis-  
senschaften, Skandinavistik  
und Österreichstudien  
@luise\_reinhartz@gmx.at

Sarina Pletsch

ist leidenschaftliche Illustrato-  
rin und Geschichtenerzählerin  
(Hobby). Ihr größtes Ziel ist  
es, Kinderbücher zu verfassen  
und zu illustrieren, die rele-  
vante Themen aufgreifen und  
einen bildenden Wert haben.  
@PinselTraume

Daria Tenckhoff

Selina Echter

amrati.enzenberger@web.de

Amrai Enzenberger

Noreen Tausend

Prosa in Kunst- und Literatur-  
zeitschriften.

Lena Maria Trohar

wurde 1995 an einem sonni-  
gen Sonntag im Mai in Kla-  
genfurt, Kärnten geboren. Sie  
studierte Rechtswissenschaften  
und Philosophie in Wien und  
veröffentlicht

Alman Nasrallah

studiert Literaturwissenschaft  
in Erfurt, schreibt und foto-  
graphiert von Zeit zu Zeit

Marie Weinhardt

Alltag unterzubringen.

Leah Blätter

Studentin, 23. Liest

zurzeit leider zu selten, weil  
studieren selbst schon sehr  
textlastig ist, schreibt dafür  
aber umso mehr. Bedauert  
die potentiell kurze Dauer  
des Schreibprozesses von  
Gedichten, auch wenn das  
wahrscheinlich die einzige  
Möglichkeit ist, diese in ihrem

Nele Quickert

Kathleen Böttcher

Künstlerin und Fotografin  
aus Erfurt. Ihre Kunstwerke  
entstehen aus handgemachten  
Papier aus Milchkartons. Ihre  
große Leidenschaft gilt den  
Nähen und Sticken. So ent-  
stehen einzigartige Upcycling  
Collagen mit ganz besonderer  
Haptik.

www.kathleenboettcher.com

@@hear.see.feel

Lykke Kruse

Michelle Jacobi

verdammt.kreativ@gmail.com

Maren Baumann

Sina Aebischer

Sina Aebischer, \*2000 in der  
Schweiz, lebt und studiert in  
Basel und schreibt dort mal  
mehr und mal weniger.

sina.aebischer@hotmail.ch

Daniel Drews

Mia Tausend

@@lisamia1000

Felix Walter

@@felix\_thecrazyone

Mariella Schlosser

Laura Görlitz

lebt und studiert seit 2023  
Soziale Arbeit in Potsdam, ist  
ursprünglich jedoch in Erfurt  
aufgewachsen. Neben dem  
Schreiben von Gedichten und  
Prosa, liebt die 23-jährige  
Impro-Theater, Herausfor-  
derungen und ausgedehnte  
Spaziergänge an der Havel  
oder Gera.

laura.j.goerlitz@gmail.com

@@laurajgoerlitz

Stefan F.

ist 33 und hat Philosophie in  
Erfurt studiert

Mia Gilb

studiert Literatur- und Kom-  
munikationwissenschaft in  
Erfurt. Kommt ursprünglich  
aus Schließwig-Holstein und  
ist wegen der Fächerkombi  
nach Erfurt gezogen.

Gedanken gerne an:  
mia.gilb@googlemail.com

Christina König

\*1993 in Linz, Studium der  
Germanistik und Vergleichenden  
Literatur- und Kulturwis-  
senschaft in Salzburg, arbeitet  
aktuell bei einer Tageszeitung.  
Veröffentlichungen in diversen  
Literaturmagazinen. Short-  
list bei FM4 Wortlaut 2022,  
dem 27. Deutschen Kurzge-  
schichtenwettbewerb und dem  
Marianne-von-Willemer-Preis  
2021.

Christian Naaf

christian.naaf@googlemail.com

Josefa Ramírez Sánchez

Josefa Ramírez Sánchez  
(1999, Santiago de Chile)  
lebt und schreibt in Leipzig.  
Ihre Texte wurden bereits in  
Magazinen und Anthologien  
wie der Bella Triste und der  
apostrophe veröffentlicht. Zur-  
zeit studiert sie Literarisches  
Schreiben am Literaturinstitut  
Leipzig.

Sanja Bahr

aus Berlin, studiert Molecular  
Medicine an der FSU Jena

sanja@semmler-berlin.de

Leon Zechmann

studiert Literaturwissenschaft  
in Erfurt und schreibt, eigent-  
lich immer.

Amelie Gante

@@ameliegante

Leah Blätter

Studentin, 23. Liest zurzeit  
leider zu selten, weil studieren  
selbst schon sehr textlastig  
ist, schreibt dafür aber umso  
mehr. Bedauert die potentiell  
kurze Dauer des Schreibpro-  
zesses von Gedichten, auch  
wenn das wahrscheinlich die  
einzige Möglichkeit ist, diese  
in ihrem Alltag unterzubrin-  
gen.

Leevke Duhra

leevke.duhra@uni-erfurt.de

# Die Leinwand

Und ich stehe hier:  
Mein Körper ist rein.  
Er trägt keine Narben.  
Und doch schmerzt es, in den Spiegel zu sehen.  
So wenig Leben in den Augen, so wenig Liebe.  
Wie eine Leinwand, so weiß und makellos.  
So sehe ich aus, so möchte ich sein.  
Und vergesse doch immer wieder, wer ich wirklich bin.  
Denn Innen sieht es anders aus.  
Ein Chaos aus unfertigen Leinwänden, übereinander gestapelt,  
zusammengeklebt, zerrissen.  
Ein Chaos von Gefühlen, Sinneseindrücken und Fremden  
Pinselfstrichen.  
Eine leere Wand ohne Leben.  
Wie soll sie geliebt werden, wenn dort nichts ist, was Liebe er-  
weckt.  
Ich habe Angst.  
Ich fürchte mich.  
Vor der Verantwortung des Selbstausdrucks.  
Ich starre auf meine Finger, sie klammern sich an einen Pinsel.

Ich schaue auf.  
Die Leere verzerrt mein Gesicht in stillem Schmerz und wabert  
aus meinen Augen.  
Ich sehe nur verschwommene Schemen.  
Dunkle Formen, die mich durch den Schleier hindurch blenden.  
Eine Hand kommt der Meinen zu Hilfe.  
Eine Berührung, die eine Träne aus meinem Augenwinkel löst.  
Mit einem dumpfen Schlag landet sie auf meiner Leinwand.  
Diese Hand, so warm und voller Leben gehört ihnen.  
Sie gehören nicht zu mir.  
Sie haben ein Bild gemalt, welches ihre Emotionen verschleiert,  
haben gelernt nur zu zeigen was sie lieben und tragen es mit  
einer Deckkraft auf, welche ihre innere Dunkelheit überstrahlt.  
Doch ich kann sie sehen, ihre Dunkelheit.  
Und habe Angst vor deren Wahrheit.  
Ich bewundere ihre Leinwände,  
So farbenfroh und unterschiedlich, dass ich mich darin verlie-  
ren könnte.  
Der Selbstausdruck in ihrer Pinselführung, so voller Selbstbe-  
wusstsein und Schüchternheit.  
Mit Vorbehalt präzise gearbeitet.  
Denn sie wissen, wer sie sind.  
Denn sie haben sich erschaffen.  
Und ich stehe hier.  
Mit leblosem Weiß und einem großen Chaos dahinter.

# Solebecken Leben

Amrai Enzenberger

Ich bin schwerelos. Nicht fallend, oder liegend. Einfach schwerelend. Ich kann nicht mal sagen ob meine Augen offen oder geschlossen sind. Sehen kann ich nichts, fühlen... kann ich noch fühlen? Bin ich schwerelos? Sinke ich? Nein. Ich schwebenicht. Es ist einfach nichts. Dieses Nichts fühlt sich warm an. Warm und feucht. Ich bin gar nicht da. Es gibt kein Ich. Dieses warme, feucht Nichts das sich Leben nennt. Manchmal kann ich es nicht fühlen, nicht riechen, schmecken, hören. Alles ist dumpf und verschwommen. Die Bilder sind verwackelt, als würde man durch einen Schleier blicken. Das Licht bricht sich, wenn man von unten hochschaut. Die Bilder wirken verzerrt und surreal. Wie wenn man die Welt durch eine Wasseroberfläche beobachtet. Sicher fühlt sich die vertraute Taubheit an. Sie hält den Schmerz weg und die Traurigkeit. Wie in Watte gepackt. Ich wünschte ich könnte in dieser Taubheit verharren. Doch sie schnürt mir die Luft ab. Sie ertränkt mich und zwingt mich die schützende Oberfläche zu durch Dringen. Luft zum Atmen. Die Schwerkraft zu spüren die mich hinabdrücken will, weil meine Muskeln schwach geworden sind durch die Schwerelosigkeit. In Watte leben, im Solebecken bleiben würde das Gehen? Ist schweben eine Option? Zu schweben ist kein Hochgefühl. Es ist nicht liegen. Es ist nicht sinken. Es ist verharren. Sich nicht bewegen. Nicht fühlen. Kein Leben.



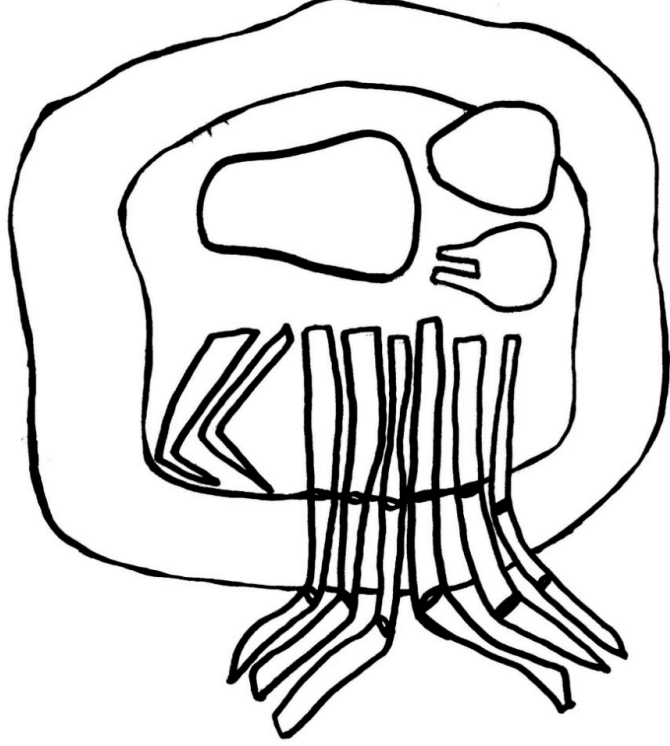
*Noreen Tausend*

# Aus dem Erdloch

Mit dreizehn Jahren habe ich aufgehört, die Fliegen zu essen, die mir meine Mutter aus der Luft geschmachtet hat. Ich habe ihr gesagt, dass mir Fliegen zu fettig sind, dass ich mich gesünder ernähren wolle, dass es mir wichtig sei, was in meinen Körper hineinkommt. Auch für sie sei es angebracht, sich ausgewogener zu ernähren, erklärte sie mir und schnappte von nun an nur die schönsten Fliegen, die in Bio-Qualität und die gesunden. Die Essgewohnheiten der Familie wurden umgestellt. Meinen Bruder hatte das nicht berührt, der bekräftigte schon, seit er die Worte dafür fand, jede Fliege, die ihm unsere Mutter vorführte. Es lag wohl daran, dass er dicke süße Würmer unter seinem Bett versteckte und sich an ihnen volltraß, wenn wir nicht hinschauen konnten.

Mama bemühte sich in ihrer Auswahl, und ich sagte trotzdem nein. Nein, so was esse ich nicht. Also habe ich mir zwei Ameisen geholt und sie langsam hintergewürgt. Dass Ameisen bitter schmecken und mir bitter gar nicht steht, verbarg ich vor meinen Eltern. Schwer war das nicht. Papa aß alles, was Mama ihm schnappte, starrte beim Schlucken vor sich hin, lauschte den Gesprächen der Familie, hatte aber im Gegensatz zu meinem Bruder keine Neigung. Inneres nach außen zu tragen. Mama dachte an die Beulen auf ihrer Haut, an die Tanzstunden dienstagsabends, an das Fernsehprogramm und an die vielen Aussagen meines Bruders, die sie zum Manifest erkor. Dieser dachte an sich, an alles, was er gerne wäre, die Anstrengung, die es bedürfte, es zu tun und das nächste Theater, das er inszenieren könne.

Also ab ich jahrelang keine Fliegen und keiner bemerkte es. Mein warzenbesetzter Körper wurde kleiner, mein kugeliges Bauch flacher. Die dicken Beine aber blieben dick. Ich hasste sie, mich und meine Oma, die mir diese Beine gegeben hatte. Mein Hass ging so tief, dass ich von nun an nur noch eine Ameise am Tag aß. Das war einfach, ich war es ja schon gewohnt, leer zu sein. Ich zögerte die Mahlzeit so weit es ging in den Tag hinaus. Dann holte ich mir an dem Überfluss des Hautens ein Opfer und zerteilte es. Ich riss dem lebendigen Körper die Füher aus und bereitete sie mir nebeneinander auf einem Tellerchen vor. Dann zupfte ich die sechs Beinchen aus, sie waren um ein erliches länger als die Füher, und legte sie auch vor mich hin. Da sie über den Tellerand standen, ergab es ein hübsches Bild. Übrig blieben zwei Kugeln, Kopf und Hinterleib sowie das abgerundete Rechteck der Brust. Die Kugeln legte ich untereinander auf den Teller und die Brust daneben. Wenn ich mir genug Zeit für das Arrangement genommen hatte, erlaubte ich mir schließlich zu essen. Ich begann mit dem Brustteil, weil das der saftigste, schmackhafteste der Ameise war. Ich wollte mir das Beste nicht für den Schluss aufsparen, da ich manchmal selbst eine Ameise nicht ganz aufaß und dann die guten Teile hätte wegwerfen müssen.



Weil ich die Fliegen lieb, weil ich die Ameisen reduzierte, weil ich mich reduzierte, begannen die anderen plötzlich komisch zu schauen. Männliches reizte sich an meinem Kindlichen auf und ich begann mich zu verstecken. Weibliches beäugte mich schockiert, mitleidig und ich begann zu lügen. Im Lügen war ich schnell trainiert, belog ich mich selbst mit jedem Gedankens. Als ich mit dreizehn aufhörte, Fliegen zu essen, dachte ich nicht, dass ich mir das Fliegenessen für immer vermissen könnte.

# Im Aufzug

Sie betrat den Aufzug. Sie wußte, daß das nicht stimmte, aber sie sagte es trotzdem so; manchmal fühlte es sich nur halb so verkehrt an wie an den anderen Tagen, und einfacher war es allemal.

Grundgütiger; sie lebte praktisch in der Zukunft, aber es war noch immer ein-der elektrischen Stille der Aufzugkapsel spürte sie ihre Wut gleich Wellen gegen ihre Hülle schlagen:

Genoss\_in-. Der Ton. Sein Abfallen der Stimme.

Schwapp.

Also, ich verstehe ja, daß du dich in dieser Situation-. Er nimmt es nicht ernst.

Schwapp.

Was soll diese Szene wie aus dem zwanzigsten Jahrhundert?

Schwapp.

Er hinter seinem Schreibtisch.

Schwapp.

Sie atmete bewußt tief ein und aus, um das Schwappen wieder unter ihre Kontrolle zu bringen.

Sogleich fühlte sie sich auch weniger schwer.

Genug des Selbstbetrugs,

sagte sie zu sich,

das ist nur Physik.

So mächtig sind Emotionen nicht.

Die objektive Realität ist mächtiger, denn sie ist die Grundlage unseres Empfindens,

Wieder schoß ihr durch den Kopf, wie unglaublich das alles eigentlich war, bedachte man, daß alles vor etwa dreihundertfünzigtausend Jahren – sie ließ ihre innere Stimme kurz ob dieser Zahl stocken und nochmals ihr Velum ganz leise vom sonoren R vibrieren, um ihre Unsicherheit betreffs der Richtigkeit der selben abzumildern – dort unten in irgendeiner Wüste seinen Anfang genommen hatte.

rief sie sich ins Gedächtnis.

Dann dachte sie an ihren Grobwater: Spätsommernachmittage. Wenn sie in den Wald gingen und dort auf den stählernen Aussichtsturm stiegen. Dieser Erinnerung hafterte eine eigenartige Ambivalenz an.

Die Gewißheit von damals, daß ihr jetzt nichts passieren konnte, unendliche Zuversicht.

Inzwischen war eine andere Empfindung dazugetreten. Diese Verlorenheit der Szene.

Das verstand sie jetzt erst.

Aber der Grobwater mußte es verstanden haben. Die Erzählung immerwährenden Fortschritts.

Ja, wir waren auch mal jung und man meint sich wie auf einem Raumschiff, das immer schneller aufsteigt, gemeinsam determiniert, und nichts könnte einen aufhalten; kein Fortschritt, nur Entwicklung.

Wann wäre sie an diesem Punkt?, fragte sie sich heute.

Dann ergänzte er:

Die Arroganz ist ein durchaus zweischneidiges Schwert, bloß daß die rückwärtige Klinge dich gewiß trifft,

kam ihr wieder in den Sinn, während ihr zugleich zu Bewußtsein drang, daß sie sich bereits wieder im Wirkkreis der künstlichen Gravitation befand.

Dasselbe hatte sie vor einigen Jahren schon einmal gedacht.

ja, in derselben Lebendigkeit war ihr die Begebenheit dieses Tages bereits einmal vor Augen getreten, als sie das erste Mal – und bisher auch das einzige Mal – im Aussichtssaal auf dem A-Deck gestanden und die Erde, dieses blaue Rund mit seiner hauchdünnen, so unendlich fragil wirkenden Atmosphärenhülle, von oben gesehen hatte.

Die Wut war allmählich abgeëbt. Stattdessen stieg in ihr ein Bedauern wie eine verlorene Boje auf, ein Bedauern für Plagierow, dieses arme Würstchen, das mitten im eigentlichen Space Age nötig hatte, archaische Machtstrukturen auszuspielen.

Wurde den Grobwater nicht mehr überraschen.

Ganz gleich, wie abgelöst wir sein mögen, von irgendwoher müssen wir kommen.

Sie würde alle Scherben wieder zusammenfügen, als ein kunstvolles Gebilde, die Brüche mit Gold ausfüllen ... Kintsugi, diese alte japanische Technik, und in der Stille dieser Arbeit würde auch alles andere sich zusammenfinden.

Gut, das Gold eher im übertragenden Sinne. Was für eine A-Deck-Attitüde. Der Aufzug hielt. Entgegen aller sprachlichen Implikation war übrigens nicht eindeutig auszumachen, ob er aus-schließlich in der sogenannten Senkrechten verkehrte, denn dazu fehlte ein absolutes Verhältnis,

dachte sie beinahe belustigt beim Aussteigen.



*Marie Weinhardt*

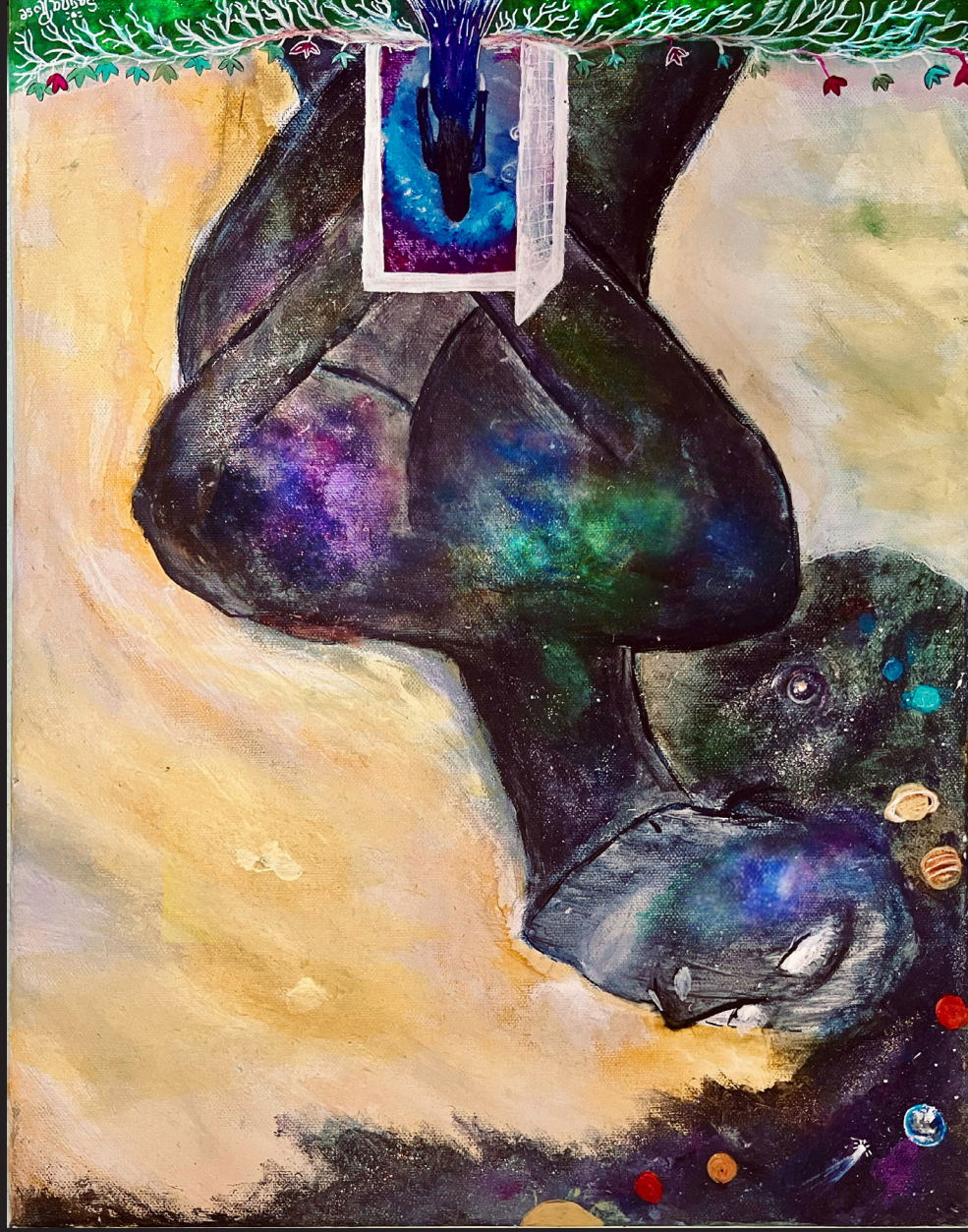
# RTS.



# bittersweet

Daria Tenckhoff

Sitting uptown in a train  
Heading home  
Bittersweet melodies in my ear  
Suddenly caught the pain  
Of a stranger coming in  
He had a tattoo on his cheek  
It read, 'Alone'  
He truly seemed so alone  
Didn't know what to do  
Looked away and choked the truth



Trübe Luft hing über dem Fabrikgelände, wie Fetzen eines oft getragenen Kleides, durch den salzigen Wind des Meeres mit weißen Rändern bedeckt. Egon überquerte den Hof von einem Gebäude zum nächsten, um alle Türen abzuschließen, und es war ihm unangenehm zu atmen, wo er den beißenden Fischgeruch wahrnahm, den die tiefen Wolken an diesem Tag verstärkt auf das Gelände niederzudrücken schienen. Nie zuvor hatte er die Fische so sehr gehasst wie an jenem Abend. Noch vor einigen Tagen war er einer der angesehensten Männer dieser Stadt gewesen, und wenn er durch die Gassen gegangen war, hatten ihn die Passanten freundlich gegrüßt und gefragt, wie die Saison lief. Und diese Saison war prächtig gelaufen. Als hätten sich all die Fische bereitwillig in die Bucht begeben, um in seine Netze zu schwimmen. Nichts hatte darauf hingedeutet, wie hätte er ahnen können und woher wissen sollen, hätte nicht so nachsichtig sein sollen und -

Aber jetzt war es zu spät. Egon betrat die Räucherfischanlage, in der die Fischstücke auf Holzgestellen herunterhingen, nachdem sie aus dem Räucherofen geholt worden waren. Der rauchige Geruch stieg ihm in die Nase. Von draußen hatte er Licht gesehen, welches jemand vergessen haben musste. Außer ihm war niemand mehr hier und mit einem leisen Klicken des Lichtschalters machte er die Lampen aus. Die Fenster an den Seitenwänden der Halle

# Fisch

ließen das Tageslicht nur mehr errahnen und im Halbdunkel der Dämmung war es Egon, als bewegten sich die Fischteile. Er machte ein paar Schritte weiter in den Raum hinein. Die Schatten der toten Fische schienen ihn zu verspotten. Sie zappelten, bis er glaubte zu sehen, wie eines vom Haken rutschte und dumpf auf dem Boden aufkam. Egon blitzte und trat einen Schritt zurück. Es zapelte weiter, es zuckte und wand sich und näherte sich dabei immer näher Egons Füßen. Als er auswich, stieß er mit dem Kopf gegen einen der herabhängenden Fische und spürte dessen zuckende Schwanzflosse. Egon schlang die Arme um den Oberkörper, als könnten sie ihn beschützen. „Hallo? Ist noch jemand hier?“, rief er, doch außer dem Klatschen konnte er nichts hören. Er traute sich kein zweites Mal auf den Boden zu blicken, aus Angst, tastete sich an der Mauer entlang, bis er die Erhebung der Tür spürte, die Klinke ergriff und nach draußen gelangte. Mit seiner letzten Kraft stieß er die Hallentür hinter sich zu und stützte sich auf seinen Oberschenkeln ab.

Da siehst du, was dir deine Fische bringen, dachte er. In seinem Kopf vermischten sich die Stimmen der Kundenchaft mit seiner eigenen. Vergiftet hat er uns. Genau wusste er, wie krank die Fische gewesen waren, die er uns verkauft hat. Er hat die kleine Berta auf dem Gewissen.

Arme auszustrecken, um den Ausgang zu ertasten. Er fühlte sich wie ein kleineres Kind, welches seine Beine zu nahe an den Betrand gelegt hatte und von einer unsagbaren Angst befallen wurde, dass in diesem Moment etwas unter dem Bett hervorschießen würde, um sich die Beine zu fassen.

Hinter ihm wurde das Klatschen lauter, als rangen die Fische nach Luft. Egon gekrümmt dastand. Wenn man ihn so sehen würde. In den vergangenen Tagen hatte er versucht, sich zu verteidigen, dass er doch nicht gewusst hatte, wie es um den letzten Fang stand, hatte es sein. Die aufgespießten Fische zappten so wild, dass das Holzgestell zu knacken begann und jedes Moment brechen konnte. Schweiß lief ihm über den Rücken. Er duckte sich immer tiefer, damit er keinen Fisch mehr streifte, bis er sich auf den Boden kniete und weiter auf allen viereen krabbelte. Der Beton war kalt und kleine Steinchen drückten sich in seine Handflächen. Im Augenwinkel sah er einen Schatten, in dem er den heruntergefallenen Fisch zu erkennen glaubte. Egon krabbelte weiter und gerade da spürte er endlich die Wand. Er tastete sich an der Mauer entlang, bis er die Erhebung der Tür spürte, die Klinke ergriff und nach draußen gelangte. Mit seiner letzten Kraft stieß er die Hallentür hinter sich zu und stützte sich auf seinen Oberschenkeln ab.

Augen spielten ihm doch etwas vor. Er drehte sich um und wollte auf die Tür zugehen, doch eine Dunkelheit verklebte ihm die Augen, die ihn ganz schwindeligmachte. Hier waren die Fische, dort mussten die Fenster und irgendwo die Tür sein, doch schwarze Flecken tanzten durch sein Bild und er wusste sich nicht mehr zu orientieren. Egon zitterte und sah sich gezwungen, die

Er erinnerte sich an die wütenden Gesichter der Leute, die sich in den letzten Tagen vor seiner Fabrik aufgebaut hatten, um ihn anzuklagen. Egon atmete heftig ein und aus, in seiner Brust wurde es eng und er begann zu weinen. Langsam lief ihm der Rotz aus der Nase und in den Mund hinein. Er musste erbärmlich aussehen, wie er hier so zusammenschlief. Hinter ihm wurde das Klatschen lauter, als rangen die Fische nach Luft. Egon gekrümmt dastand. Wenn man ihn so sehen würde. In den vergangenen Tagen hatte er versucht, sich zu verteidigen, dass er doch nicht gewusst hatte, wie es um den letzten Fang stand, hatte es sein. Die aufgespießten Fische zappten so wild, dass das Holzgestell zu knacken begann und jedes Moment brechen konnte. Schweiß lief ihm über den Rücken. Er duckte sich immer tiefer, damit er keinen Fisch mehr streifte, bis er sich auf den Boden kniete und weiter auf allen viereen krabbelte. Der Beton war kalt und kleine Steinchen drückten sich in seine Handflächen. Im Augenwinkel sah er einen Schatten, in dem er den heruntergefallenen Fisch zu erkennen glaubte. Egon krabbelte weiter und gerade da spürte er endlich die Wand. Er tastete sich an der Mauer entlang, bis er die Erhebung der Tür spürte, die Klinke ergriff und nach draußen gelangte. Mit seiner letzten Kraft stieß er die Hallentür hinter sich zu und stützte sich auf seinen Oberschenkeln ab.

Da siehst du, was dir deine Fische bringen, dachte er. In seinem Kopf vermischten sich die Stimmen der Kundenchaft mit seiner eigenen. Vergiftet hat er uns. Genau wusste er, wie krank die Fische gewesen waren, die er uns verkauft hat. Er hat die kleine Berta auf dem Gewissen.

Arme auszustrecken, um den Ausgang zu ertasten. Er fühlte sich wie ein kleineres Kind, welches seine Beine zu nahe an den Betrand gelegt hatte und von einer unsagbaren Angst befallen wurde, dass in diesem Moment etwas unter dem Bett hervorschießen würde, um sich die Beine zu fassen.

Hinter ihm wurde das Klatschen lauter, als rangen die Fische nach Luft. Egon gekrümmt dastand. Wenn man ihn so sehen würde. In den vergangenen Tagen hatte er versucht, sich zu verteidigen, dass er doch nicht gewusst hatte, wie es um den letzten Fang stand, hatte es sein. Die aufgespießten Fische zappten so wild, dass das Holzgestell zu knacken begann und jedes Moment brechen konnte. Schweiß lief ihm über den Rücken. Er duckte sich immer tiefer, damit er keinen Fisch mehr streifte, bis er sich auf den Boden kniete und weiter auf allen viereen krabbelte. Der Beton war kalt und kleine Steinchen drückten sich in seine Handflächen. Im Augenwinkel sah er einen Schatten, in dem er den heruntergefallenen Fisch zu erkennen glaubte. Egon krabbelte weiter und gerade da spürte er endlich die Wand. Er tastete sich an der Mauer entlang, bis er die Erhebung der Tür spürte, die Klinke ergriff und nach draußen gelangte. Mit seiner letzten Kraft stieß er die Hallentür hinter sich zu und stützte sich auf seinen Oberschenkeln ab.

Die kleine Berta war erst sechs Jahre alt gewesen und all die anderen, die seit Tagen im Krankenbett zu liegen hatten. Schäm dich.

Egon war hier geboren, lebte seit jeher in diesem Dorf und kein Mal hatte er sich so allein gefühlt wie gerade eben. Mit einem Zittern, welches tief aus seinem Inneren zu kommen schien, richtete er sich auf und wandte sich wieder der Fischhalle zu. Das Klatschen dröhnte in seinen Ohren. Hatte er gewusst, hätte er doch nie und die kleine Berta –

Er wischte sich Rotz und Tränen mit dem Ärmel aus dem Gesicht, dann riss er die Hallentür auf und ging hinein. Erneut spürte er, wie ihn die Dunkelheit anfasste und ihn sich zu eigen machte.

Hinter ihm fiel die Tür ins Schloss.

An diesem Ort des Widerspruchs ereignete sich in einer Märznacht im Jahre 1982 eine große Tragödie. Es war außergewöhnlich kalt; ein scharfer Wind zog schneipfisch durch die Baumkronen und ließ das graue Geäst klagend aufheulen. Am Tag zuvor hatte es etwas geschneit und noch immer lag eine dünne Decke dicker Flocken auf den kahlen Heiden, die im Wechsel mit kleineren Wäldern den See umrundeten. Im Schutz der sich anbahnenden Dunkelheit schlich eine Gestalt durch den angrenzenden Königswald. Ein Mann mittlerer Statur; das dichte braune Haar geschneitelt zurückgekämmt. Seine schwarze Lederjackede flackerte immer wieder unter dem grellweißen Vollmond auf und in seinen tiefgrünen Augen spiegelte sich die leere Landschaft.

Sein Name war Martin Behrens. 21 Jahre alt; Medizinstudent aus Potsdam. Er sollte wenige Minuten später den Versuch wagen, aus der DDR zu fliehen. Der Entschluss war keineswegs spontan; schon lange sträubte er sich gegen die ihm zugewiesenen Lebensbedingungen. Er hörte US-amerikanischen Rock, las Jack Kerouac und machte in der Oberschule Witze über Walter Ulbricht.

An einer schmalen, augenscheinlich fest zugefrorenen Stelle wollte er in dieser Nacht den See kreuzen. Von einer sich außerhalb der abgesperrten Zone befindlichen Anhöhe hatte er sich einige Stellen bereits Tage vorher ausgesguckt und sich schließlich für die südöstliche Uferseite entschieden, da diese scheinbar nur selten im Fokus der alternierenden Truppenverbände stand.

Von der Ferne konnte er die streng routinierte Wachablösung beobachten, die durch ein gegenseitiges Salütieren der Grenzer angekündigt wurde. In diesem Moment der zeitweisen Unaufmerksamkeit setzte er seinen ersten Fuß auf das Eis, es hielt stand. Sein Blick war dabei immer auf die andere Uferseite gerichtet. Zur Orientierung diente ihm ein spärlich beleuchteter Steg, der wie ein blasser Stern am tiefschwarzen Himmel die Richtung angab. Von seinem nahenden Erfolg besetzt, erhöhte er die Frequenz seiner Schritte und doch passierte schließlich, was wohl passieren musste. Ein grelles Licht stieß ihm gellend entgegen und eine fürchterliche Sirene ließ die starre Winterluft eindringend erzittern. Das schwarz-weiße Panorama aus Eis, Kunstlicht und Nachthimmel lag wie ein Gemälde von Arnold Böcklin still vor ihm. Sein Blick nach dem in Alternanz aufflackernden Scheinwerfer war starr und erschrocken, aber es lag auch eine gewisse Gleichgültigkeit und ganz sicher eine schicksalsschwere Ergebenheit darin. Instinktiv und Adrenalin getrieben, schlitterte er weiter in Richtung des rettenden Ufers, ehe sich ein erster größerer Riss im Eis bemerkbar machte. Was danach geschah, ließ sich im Nachhinein nicht mehr lückenlos rekonstruieren. Im Zuge der darauffolgenden Ermittlungen der Staatssicherheit fand man folgenden Tagebucheintrag in seiner Wohnung:

>> 09.03.1982

Geträumt. Sonderbar geträumt. Es war tiefster Winter. Klirrende Statuen aus Sand und Eis thronen mächtig vor mir und deuten mit erhobenen Fingern auf einen kleinen See. Neugierig stieg ich den von kahlen Sträuchern bedeckten Hügel hinauf, um einen gedeckten Blick auf die großen, beinahe schachbrettartig angeordneten Eisschollen zu erhaschen. Die Neugier wuchs und ich setzte einen ersten Fuß auf

die glatte Oberfläche, dann einen zweiten. Ehe ich mich versah, stand ich ganz in der Mitte des Sees. Um mich herum dröhnten dumpfe Geräusche. Die Stummung kippte, ich brach ein. Meine Hände glitten auf dem Eis hin und her und ich stieß mit meinem Kopf gegen die grobe Bruchstelle. Benommen verhedderte ich mich in dichten Schlingpflanzen, die wie ein Spinnennetz unter der dünnen Eisschicht gespannt waren. Ein paar Sekunden wehrte ich mich heftig, ehe die Kälte meine Glieder lähmte und ich sackt in die Tiefe glitt. *Danach Szenenwechsel*. Beißend schien mir die Sonne ins Gesicht. Ich lag in einer hellen Bucht. Ringsum spielten Kinder. Ein lauer Wind ging seicht durch die hohen Gräser. Ich war gerettet. Die Statuen waren wieder da; Sie begrübten mich auf der anderen Seite. Ich wachte auf. <<

Eine solche Bucht sollte Martin Behrens in dieser Märznacht nicht erreichen, schrieb ich schweißgebadet in mein Traumtagebuch.

# Über das tragische Leben des Martin Behrens

Moriz Ranglack

*\*Das Hören von Sergei Rachmaninows 2. Klavierkonzert op. 18 in c-Moll wird beim Lesen ausdrücklich empfohlen.*

Nur wenige Kilometer südwestlich von Berlin gelegen, ist der Sacrower See den Stadtbewohnern doch reichlich unbekannt und bildet mit seiner außergewöhnlichen Flora und Fauna einen beinahe grotesken Gegensatz zum regen Treiben der immerwachen Metropole. Im dichten Schilf des ovalgeformten Sees jagen im Frühsommer die Hechte und Barsche, während die Schwäne, versteckt zwischen Scerosen, ihre Eier ausbrüten. Das klare Wasser ermöglicht mitunter einen meterhohen Blick in die verwunschene Unterwasserwelt, die durch Schlingpflanzen und Sandbänke dicht durchzogen ist.

Nur einige Fußmiliten vom See entfernt liegt die im italienischen Stil mit freistehendem Glockenturm erbaute Heilandskirche. Diese wurde Anfang der 1840er Jahre von König Friedrich Wilhelm dem IV. auf Grundlage eigener Zeichnungen in Auftrag gegeben und schon kurze Zeit später fertiggestellt.

Vor gelegen zwischen Kirche und See befindet sich eine kleine Streuobstwiese. Unter dem Mauerbau trafen sich dort im Sommer oft junge Pärchen und Familien, um ne zu suchen. Weit reichte das Gekicher, das oft bis spät in die Nacht aus den hohen Gräsern drang und von dem warmen Wind Richtung Sacrower See getragen wurde. Es waren Kriegskinder, geboren zwischen den Zeiten und hineingeworfen in den Abgrund der Menschlichkeit. Die zeitvergesene Zweisamkeit vermittelte ihren geschundenen Geistern in den Folgejahren des Krieges zumindest zeitweise ein Gefühl von Harmonie und Heilung, wenigleich die schmerzenden Erinnerungen nie ganz verschwanden.

Ab 1961 wurde der Sacrower See schließlich Teil der Sperrzone und durfte nur noch von den Grenztruppen, sowie von einigen alteingesessenen, parteinahen Bewohnern des Dorfes betreten werden. Wie die Herbstfarben in Zeiten des hereinbrechenden Winters, verging auch das Gekicher und die Sicherung der Zone wurde Jahr um Jahr verstärkt. Trotz der Sperrmaßnahmen und der kahlen Mauerstrukturen verlor der Ort nie seine Faszination. Die patrouillierenden Grenzer nahmen ihre Tagesrationen oftmals am Secufer zu sich, und auch ihnen kam die Technisierung der umliegenden Natur zugunsten politisch-ideologischer Zwecke wie ein Akt erbarungsloser Würdelosigkeit vor:

# FREIHEIT

Adrian Lächle

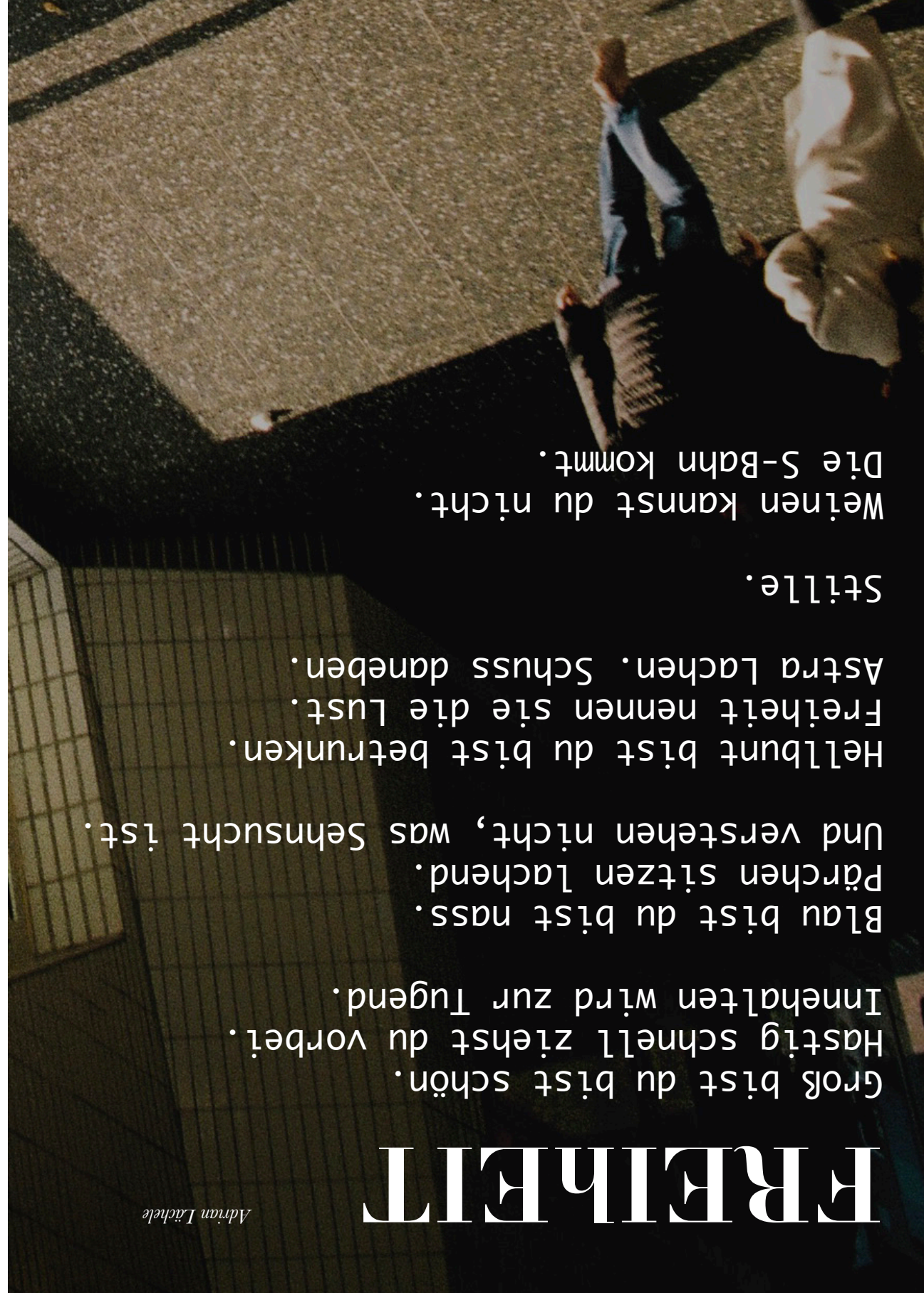
Groß bist du bist schön.  
Hastig schnell ziehst du vorbei.  
Innehalten wird zur Tugend.

Blaue bist du bist mass.  
Pärchen sitzen lachend.  
Und verstehen nicht, was Sehnsucht ist.

Heilbunt bist du bist betrunken.  
Freiheit nennen sie die Lust.  
Astra lachen. Schuss daneben.

Stille.

Weinen kannst du nicht.  
Die S-Bahn kommt.





Anna Kant

## Philie 2

**Wer legt die Normen fest?**

**Wo fängt die Vorliebe an,**

**und wo hört der Schmerz auf?**

# ab-bite

meine augen sind sanddornschluchten  
und in meinem mund fläzt sich bitteres  
ich sitze wortkarg  
und will doch  
wortschnellen auf dich loslassen  
dich umwallen  
dir wieder eine heimat bauen.

20

du bist wie in haagebutten gewälzt  
die knöchernen äste dornen dein haar  
das war ich -  
die novemberbleiche  
ganz umzingelt vom grün, nur du und ich  
grüntes nicht.

hör mir zu wenn ich könnte  
hätten wir schon brennesseln benetzt  
und den giersch an den straßenrändern weitere schlaflieder gesungen  
ich schwöre dir  
ich hätte für dich in den sand gebissen  
und die körner in meinem mund gehalten bis es knirscht  
kein würgreiz der welt -  
mit all meinem trotz  
die galle in den arm genommen  
doch meine hände sind so welk

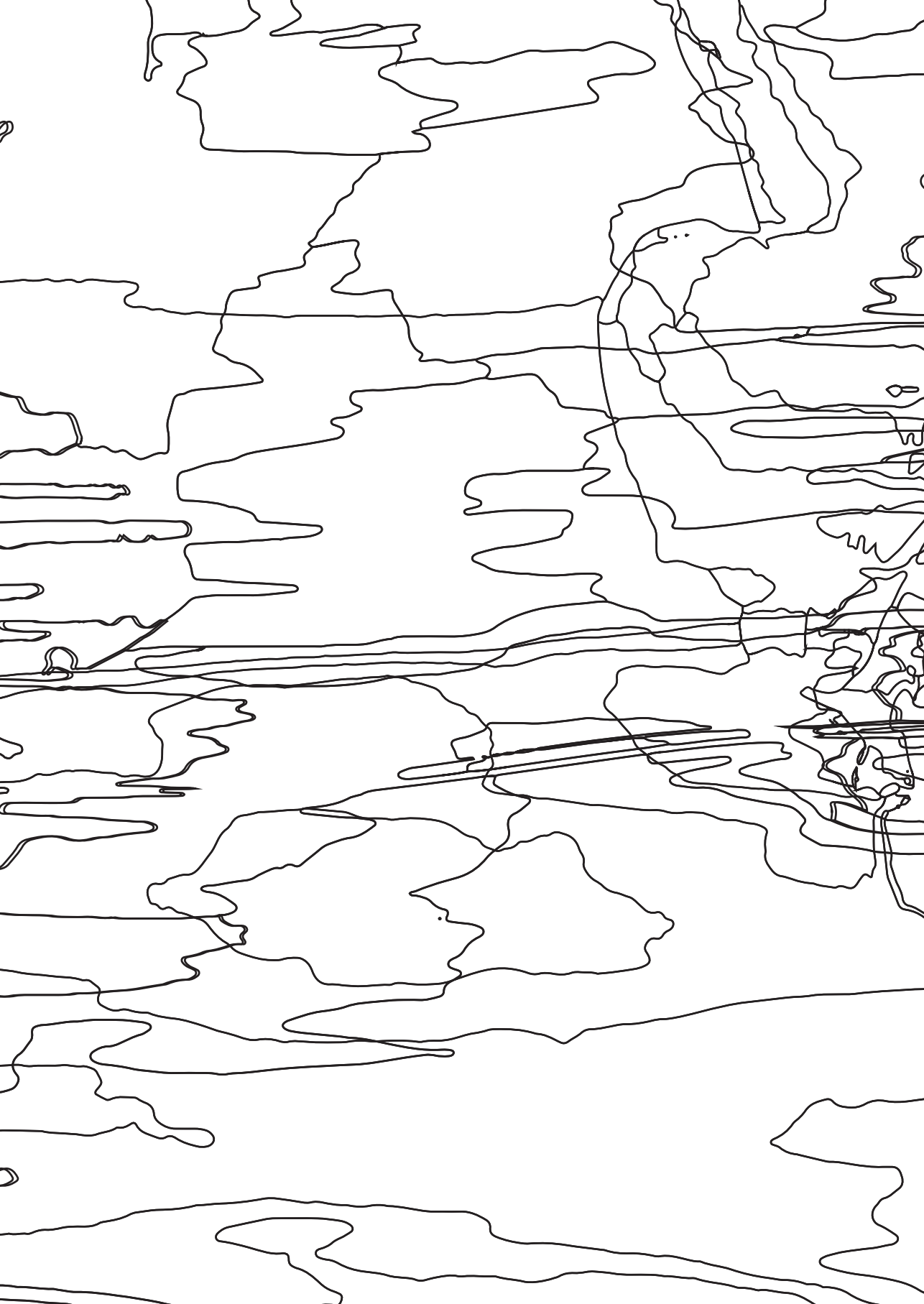
21

herbst im sommer, nenn ´ es wie du willst  
○  
tut mir leid, wirklich

immer versucht, dem Club der Linearen anzugehören. Das Ergebnis waren Tage-  
bücher voll intimster Verwunderung darüber, sich einfach anders zu fühlen. Wie ein  
LILA Cadillac, der verzweifelt versucht hatte, sich in eine zu kleine Parklücke zu  
quetschen. IU-IU-IU. Vor und zurück, bis alle mal wieder zu gucken schienen.

Mit einer Bewegung versuchte Franzi die maroden Gedanken. Sie dehnt sich ein  
paar Minuten auf dem Teppich liegend, um gedanklich den Grund für die nächste  
Sitzung an Projekten xy zu ebnen. Wie in Zeitlupe erhebt sie sich und fällt wieder,  
diesmal aufs Bett. Wieder hoch und schnurstracks auf den Schreibtisch zu. Ein viertes  
Beginnen an diesem Tag. Während des gedanklichen Einfindens, finden sie ständig  
sinnungemäße Anekdoten, wie, dass der Begriff „Wahnwitz“ dem althochdeutschen  
Determinativkompositum wanawizzi entsprungen war. Was denn ein Determina-  
tivkompositum überhaupt nochmal war, und was bitteschön ein sogenanntes links-  
verzweigtes, bzw. nach links expandierendes Determinativkompositum (?). Das malt  
sie sich an die Wand, gleich neben Robin Williams' Zitat „You're only given a little  
spark of madness. You mustn't lose it.“ Auch ein ADHS-Gehirn... Sie ist regelrecht  
das beste fucking random facts Trüffelschweinchen überhaupt! Entlang gedanklicher  
Aussschweifungen, schafft Franzi es dann doch über die gewünschte Schwelle, die  
ihre Assoziationsfähigkeit einzäumt. Projekt x steht nun wie eine Zwei. Sie liest es  
nochmals möglichst sorgfältig, bevor sie sich selbst vertraut, dass die Grundpfeiler  
stimmen. Schließlich hat sie schon zu oft von dem eigentlichen Inhalt ihrer Tätigkeit-  
ten abgelenkt, weil die Form oder die Interpretation mit ihr durchgegangen waren.

Milka hatte den zweiten Teil ihres kleinen Gedankenengusses zu Papier gebracht.  
Wie Franzi in ihrer Geschichte, die sich offensichtlich sehr an sie anlehnte, aber  
in manchen Belangen schon etwas ehrlicher zu sich war, hatte Milka ihr Projekt x  
an diesem Tag geschafft. Natürlich gab es auch bei ihr zahllose weitere Vorhaben  
(b/k/n/...), aber einen Text über jemanden, der leidenschaftlich prokrastiniert zu  
schreiben, war doch auch ein sehenswertes Produkt f. Welch selbstironische Strate-  
gie – dabei hatte sie doch gar nicht prokrastiniert, sondern war in jedem Moment  
nur interessanten Impulsen nachgegangen.



# Das Anekdoten-Trüffelchwein

mit **ADHS**-Gehirn

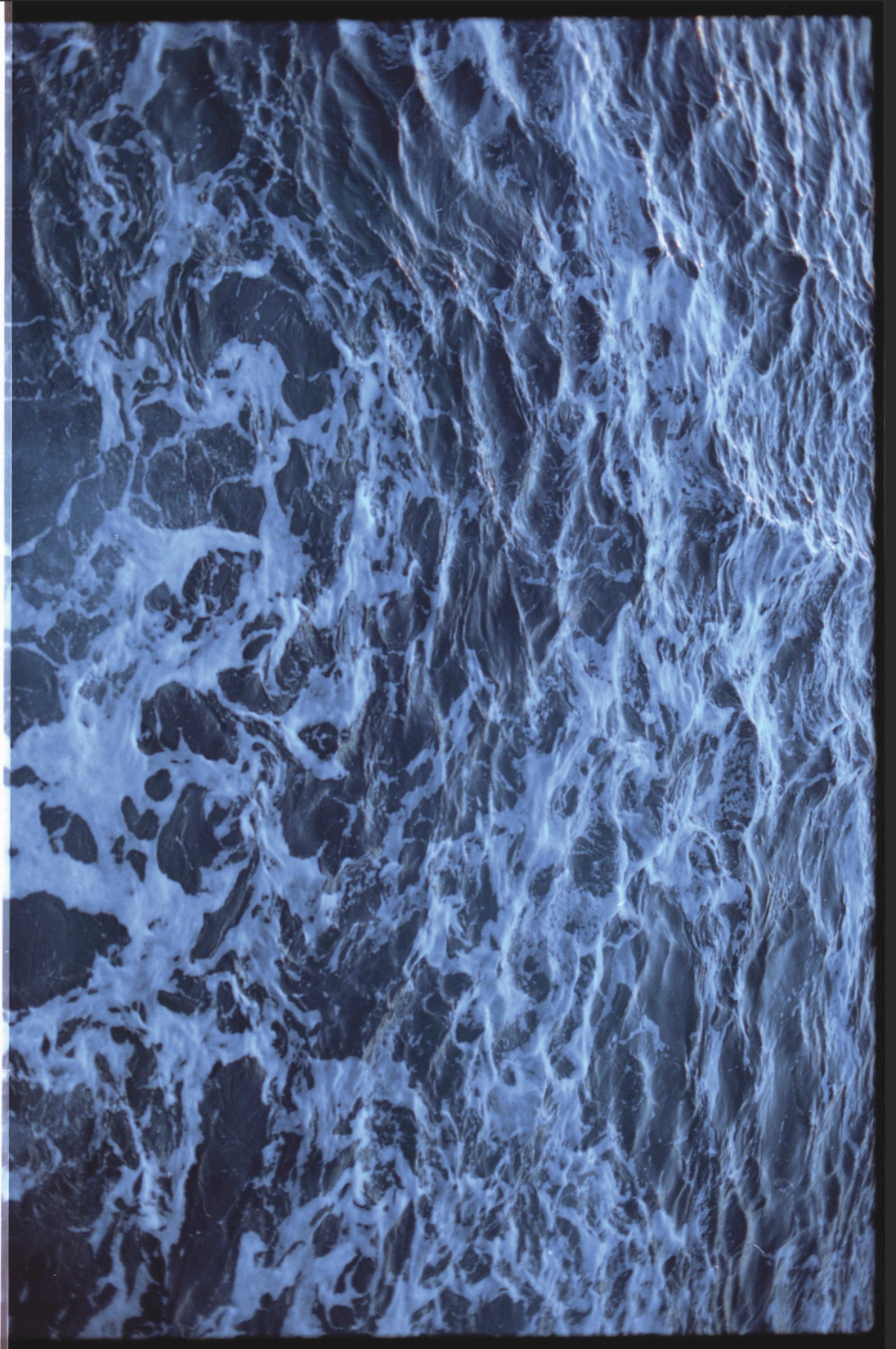
Jade Pannier

Franzi sitzt auf dem Klo und hört die letzten Minuten eines Podcasts, während der Türrahmen knackt, die Waschmaschine rattert und sie die Nachrichten gegenliest, die sie vor wenigen Minuten von ihrem Handy aus in die Welt entlassen hat. Das Licht dämmert leicht und sorgt dafür, dass sich die Sauberkeit des Badezimmers nur einmal Daumen beurteilen lässt. Projekt x kommt ihr in den Sinn. Das Projekt, dem seit gestern rosa umkringt auf ihrer To-do-Liste oberste Priorität zusteht. Ihre Motivation ist hoch - wenn, dann richtig. Dann wird heute ein produktiver Tag und mindestens zwei weitere Punkte neben x können gleich mit aufgeföhren werden. Vor dem Spülen swiped sie den Tab mit dem Podcast und den mit WhatsApp ins virtuelle Nichts. Sie springt auf, wäscht die Hände in einem Rutsch und gilt zu ihrer To-do-Liste. Der pinke Textmarker liegt noch daneben. Fett und gewissenhaft setzt sie zwei weitere Kringel um die überreifen Vorhaben. Erfahrungsgemäß helfen ihr Kaffee und Tee, eine Vanillekerze und das Anschalten der Lichterkette in den Morgenflor. Während der Kaffee kocht, beginnt sie die Küche aufzuräumen, was natürlich nötig ist. Und wie immer einige Minuten über die Zeit des Kaffeekochens hinausgeht. Sie ist eine Prokrastinationsmaschine, die in unvorhersehbaren Abständen drängende Tätigkeiten ausspuckt. Dann trägt sie Kaffeetasse, Teekanne und ein paar Nüsse zu ihrem Schreibtisch. Die ausgeleerte schwarze Jogginghose rutscht beinahe von den schmalen Hüften. Sie guckt in den Spiegel und muss lachen. So sieht Motivation aus. Ihre fettsschwarze Brille, der wuschelige Duft, das rote Schlafhirt, Zebrasocken und ein grüner Schal wurden unbemerkt mit ihrer pinken, flauschigen Jogginganzugacke kombiniert. Doch durch die dicken Brillengläser gucken unbeteiligt enthusiastische Augen. Das Äußere muss ja geradezu unerheblich sein, um wirkliche Inspiration zuzulassen. Als sie sitzt, merkt sie, dass ihr Zimmer unaufgeräumt ist, was sie stört. Es bräuchte allerdings so viel Zeit, den verklärten Status Quo zu erreichen, dass es dem Projekt x und den weiteren Vorhaben an diesem Tag im Weg stehen würde. Immerhin sind morgens die besten Stunden für sie. Ihr Fokus ist ein schneues Wesen, dessen goldener Schritt durch unzählige Erfahrungswerte zusammenklammert wurde. Zu-gegeben, abends geht es auch ganz gut, aber das aus der Perspektive des Morgens kommt ihr vor wie in einer Ewigkeit. Sie versinkt in ihrem Laptop und vergisst den Kaffee neben sich. Dann greift sie ihn und trinkt die übrigen sechs Espresso, die ihr die Bialetti wie jeden Tag ausgespuckt hat. Ein paar zu viele, aber das Gefühl von ab-solurem Koffeinschock und einer zeitlichen Isolation von der Außenwelt ist einfach unvergleichlich animierend. Bis sie dann Durchfall bekommt, wie fast jeden Morgen. Zwei Stunden hat sie schon an Projekten xy gearbeitet. Nicht schlecht, es ist Zeit für ein wenig Bewegung. Wie auf Signal, streift sie Socken und Schal ab und wirft sie neben sich auf den Boden. Sorgfältig speichert sie das Dokument und prüft, ob es auch wirklich genauso in ihren Dateien wiedererschneint. Dann klappert sie den Laptop zu und rastet aus. Würde eine Nachbarin in ihr Zimmer gucken, sähe sie, wie sie zu

schnellen Fakten durch die Gegend hüpf und dabei wilden Zuckungen verfällt. Das Tanzen folgt überhaupt keiner Logik, bis auf der Logik des überschüssigen Koffeins und des sowieso bestehenden Bewegungsdrangs, der sie jeden Tag mehrmals ein-holt. *Ich bin eine Hüpfboi, ich bin eine Hüpfboi*, denkt sie feierlich, beschwingt von der Strukturiertheit und der Lebenslust, die sie bis dato an den Tag gelegt hat. Dennoch ist es erst elf Uhr morgens. Zeit zu frühstücken und sich in das Leben außerhalb ihres Zimmers einzufügen. Ihr Gehirn ist so voller Endorphinen, dass es den müden Mitmenschen schwerfällt, ihre wache Art zu erraten. Irritieren, gesenkten Blickes schleichen sie in ihre vier Wände zurück. Sie will nicht so überdreht sein. Ab auf den Balkon, eiskalte Luft ist jetzt das Mittel. Während sie sich wieder an den Schreibtisch setzt, landet ein Briefumschlag ihrer Ärztin von einem Stapel Bücher, Hefte und Blöcke auf dem Boden. Das, wo doch Ordnung wenigstens im unmittelbaren Um-feld herrschen sollte. Sie fischt ihn wieder auf den Schreibtisch und öffnet ihn. Ihre Augen suchen und finden die entscheidende Information. Eine Diagnose, derer sie sich eigentlich bewusst war und die trotzdem schwarz auf weiß in ihrem Bewusstsein widerhallt.

Mika fühlte sich großartig, während der Zigarettenrauch durch ihre Lunge floss und die Sonne ihren Zenit schon längst verlassen hatte. Ihre kurzen schwarzen Haare waren unter einer wolligen Mütze in Obhut gebracht, Ruhe durchströmte ihr muskantes Gehirn. Endlich, nach unzähligen inneren Aufbäumen, sich selbst immer wieder Gassi gehen und dem Verfassen eines unbedeutenden Textes über eine Franziska, hatte sich die innere Spannung gelöst. Es fühlte sich wirklich an, wie das Aufbrechen einer Wolkendecke, die bis zum Horizont den Himmel bedeckt hat-te. Regenluft, endlich Regenluft. Klarheit. Jetzt wollte sie ihre Freundinnen treffen und wusste, dass sie eine ausgezeichnete Gesprächspartnerin mit offenen Kanälen war. Und sie beschloss dabei, wenigstens ihren engsten Freundinnen zu erklären, dass sie sich einige sonderliche Strukturen ihres Denkens nicht eingebildet hatte. Ein Schritt, der ihr hoffentlich erlauben würde, im Anschluss die Aufmerksamkeits von sich selbst abzuwenden und sich frei und nach ihrer Manier mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen.

Franzis Diagnose zieht eigentlich keinen Einschnitt mit sich. Dampf steht sie da. Auf gelblichem Arztpapier und birgt das Potenzial einer Erklärung ihrer neuro-logischen Landschaft, der unkonventionellen Erlebniswelt, mit der sie immerhin seit über zwanzig Jahren umzugehen weiß. Umgehen musste. Zwei bis fünf Prozent der Weltbevölkerung sind Betroffene, so wie sie jetzt auch. Zwei Millionen Deutsche, diagnostiziert oder noch unwissend. Irgendwie knarrt jetzt nicht nur die Badtü, sondern auch diese Erkenntnis. Sie kriecht in Babyschuhen um sie herum, verbindet ihr beschiedenes faktisches Wissen über die sogenannte neuronale Entwicklungsstörung und das Gefühl von etwas Undefinierbarem, das sich so lange in ihr eingemistet hatte. Sie denkt an ihre Schulzeit, eine Akkumulierung unzählbarer Pannen und lustiger Aktionen ihrerseits, die sie größtenteils nicht so lustig gefunden hatte wie die an-deren. Die vielen Male, in denen sie von ihrem Zeitmanagement mit noch nassen Haaren an der langen Leine herumgeführt und von ambitionierten Ideen durch die Welt gezerrt wurde. Ihr wirtter Wind gewann gegen Gegenwind. Dabei hatte Franzi



# Sinnen über Tatsachen

« Ես գիտեմ »

Համայնաբար, համի հայտնում իմ վիճել

Եվ փաստ լրտեղի մտաբանում և փաստագրության շեղ

Հանգրվանում ճեղքումս ի նման

Եվ ես բնական ու ճաք եմ,

Ես առաջինը եմ ուրախ եմ հանում

Բայց ոչ ներկա ստատի

Ստեղծված փոխարինում ոչ մեղմանում ոչ նմանակիցում ոչ փոխարինում  
Սակայն վերականգնում եմ իմ ինքնությունս

Ես քո ստատույցում եմ ներսում և քո փոխարինում

Կամ քո փոխարինում եմ ներսում և քո ինքնությունս  
Ես քո ինքնությունս և քո ստատույցում եմ

«Ich weiß»,

Drückt wohl eine Verbindung zwischen mir

Und einer Tatsache aus

Wo die Tatsache in die Besinnung aufgenommen wird

Wie dein Leib in die Mine

Und ich bin ganz Schwamm und Felspalt,

Bin lösender Durchgang und vertrieben

Aber nicht an diesem einen schmalen Sinn

Wo ich stattdessen mich übersetze in den Beginn des Todes

Oder ich strauhle wie unbeholfen

Beim Eislautspringen auf schmalen Eis

Oder ein gegen die Sonne konturierter Habicht füllt mein Auge,  
Die Fille des steilen Sinktugs sein Beweis

# 16 Kubikmeter

In diesem Zimmer liegen und dich in den Armen halten, während du dich schüttest und weinst. Nackt im

Bett liegen und popeln,

während du im Bad das Kondom entsorgst,

während mir Gletigel zwischen den Schenkeln tritt.

Der Blick aus dem Fenster ist genauso langweilig wie vertraut. Die Straße ist still. Ich höre die E-Scooter vorbeifahren, höre die Nachbarn, kann mich nicht hören, du in meinen Armen.

In diesem Zimmer, 8 Quadratmeter, möbliert mit Gitarren und Plastikstühlen, steht ein Mixer in der einen

Ecke und ein Bett in der anderen.

Die Luft darin enthält streitende Moleküle.

Während schlechte kleine Siebdrucke auf uns

hinabschauen, versuche ich mir vorzustellen, wie du mich von

hinten ficksst.

Die Luft, 16 Kubikmeter, enthält Moleküle, die sich abstoßen.

Sie fährt mir zwischen die Beine und klebt mir die Schamlippen zusammen.

In diesem Zimmer lerne ich, Nein zu sagen.

Keinen Platz haben, um aneinander vorbeizugehen.

Alle Lampen versammeln, um das Bett zu beleuchten, in dem wir uns filmen.

In diesem Zimmer probierst du meine T-Shirts an und sie passen dir, so schmal bist du.

In der Ecke die Matratze, auf deren Grund sich unsere Tränen sammeln.

Obendrauf treibe ich zwischen Haartrümmeln und Laken. Saft tritt aus den Falten

unserer verknöteten Körper, treibt meine Genitalien auf, du zwischen mir. Wir

schweben in 16 Kubikmetern Sex und ich will, dass du mich von hinten ficksst.

Hinter vier Marmeladengläsern voller Kippenstummel

sind die Nachbarn, die uns sehen könnten

Um uns herum 16 000 Liter Schwefel, die Moleküle rasen aufeinander zu, und du findest, wir sind ein schönes Paar.



# Jenseits der Regelmäßigkeit

Wenn Toni ihr Bildnis dem Himmel entgegenstreckt – sie Raketen fliegen. Wenn sie noch viel weiter – kann sie alles oder nichts erreichen. Mit all den unregelmäßigen Regelmäßigkeiten, die die Menschen erfleuen, kann sie sich \* anfreunden.

Da wurde sie beim – ins Weltall geschossen und hat dabei den Ausblick genossen. Oben bei den Sternen, wo alles einzigartig ist, muss Toni sich nie so sorgen, weil unten auf der Erde niemand in der eigenen Einsamkeit sie vermisst. Aber dort im Weltall kann sie träumen von einem neuen Frühling. Einen welcher Eintritt in aller Regelmäßigkeit.

Viel zu weit von anderen entfernt fühlt sie sich weniger verkehrt. „Verfluchtes Kind, geh, geh fort, verschwind, bevor den grünen Bäumen alle Blätter ausfallen“, hallen, hallen, hallen, hallen, schrillen, schrillen, schrillen, schrillen, flüstern schüchtern Wörtern nach.

Toni wartet, aber in der Unendlichkeit gibt es keine Zeit. Sie wartet, sie bleibt. „Wo?“ Im schwarzen Licht, wo es eines gibt, bricht es nicht. „Was?“ Alles, woraus ein Mensch besteht.

Alles um sie herum dreht sich und sie mit. Im Takt der Menschen, ganz weit weg. Ihre leeren gleichen Bildnisse zeichnen die gleichen Züge, bedauerlicherweise alles nur keine Selbsttüge.

Tonis Schültern nach unten gezogen, krumm, in sich gekehrt, verbogen. Schulerzucken, mit den Füßen den Kiesweg der Milchstraße entlang scharren. Erterzucken losrennen, denn Toni weiß nicht, denkt nicht, Toni rennt schlicht. „Wohin?“ Egal, weg.

Selbst in der Endlosigkeit sucht sie nach einem Ende und findet nur die halbe Leere, wo sie doch der ganzen Schwere entkommen wollte.

Toni weiß nicht, wieso die anderen Menschen sie hassen und ich nicht, wieso sie sie nicht einfach in Ruhe lassen. Sie hört, was sie sagen, denkt aber nicht daran, und ich bin froh, dass sie sich und die anderen nicht – und vergleichen kann. Ihre Hände rennen meine hinter und meine hinauf zu ihrem Bildnis.

Wenn man ihr Bildnis lang fährt, ist da eine geschlossene Oberfläche rau, warmer Haut. Anders als die glatte Kühle der maschinellen, immer gleichen Menschen. Ich male ihr kein Gesicht in ihr Bildnis wie so viele vor mir. Ich zeichne ihre Züge mit meinen Fingern nach und präge sie mir ein.

\*nicht

8	Jam Blue	Jenseits der Regelmäßigkeit
9	Tair Borchardt	16 Kubikmeter
11	Anush Hovhannes	Sinnen über Tatsachen
15	Jade Pannier	Das Anekdoten-Trüffelschwein mit ADHS-Gehirn
19	Anina Englert	ab-bitte
21	Anna Kant	Phille 2
23	Adrian Lächele	FREIHEIT
24	Moriz Ranglack	Über das tragische Leben des Martin Behrens
27	Luisce Reinhardt	Fisch
29	Sarina Pietsch	universe within you
30	Daria Tenckhoff	bittersweet
31	Leah Blätter	Dannbinichttransparent
33	Marie Weinhardt	Iris
35	Aimam Nasrallah	Im Aufzug
37	Lena Maria Trohar	Aus dem Erdloch
39	Noreen Tausend	_____
40	Amrai Enzenberger	Solebecken Leben
41	Selina Echter	Die Leinwand

# Anomalie.

## Abweichung. Abnormalität

Anomalie ist die Abweichung von dem zu Erwartbaren.  
Was erwartest du denn? Ich habe auf dich gewartet. Danke.

Was war denn nochmal normal?

Wo beginnen Unterschiede. Schleichen, oder kratzen sie. Kann man sie atmen hören. Neulich am Wasser: Da waren Schlieren, trotz Windstille. Dann die Straße in der Provinz: Der Teer ist aufgerissen und weiche Erde wühlt sich schon längst durch. Trotzdem gehen die Bewohner\_innen, als wären ihnen ihre Bürgersteige geblieben.  
Dieses Tagewerk steht seit 4x10 Jahren still. Brennesseln recken selbstbewusst, trotzdem den bleckenden Kapitalozahnen entgegen, Jahr\*Jahr. Die Ruine hier: nun nicht mehr Teil eines Kreislaufs, der gegen sie arbeitet.  
(aber im Rachen verschluckt).

Der Junge, den sie im Kinderhaus kennenlernte, hat dem Glas seine Durchsicht nicht geglaubt. So lange starrte er nach draußen. Er spielte nicht mit den anderen Kindern. Dabei spielen Kinder: Das Heft erscheint jetzt regelmäßig. Wie vorhersehbar.

Sieh mich an. Wenn ich schon so dastehe, auf einem Bein, das Shirt über den Kopf gezogen (miten im Winter), Mund gepresst an die Baumwollstruktur (obwohl ich eine Schnupfennase habe), will ich, dass du mich ansiehst. Die Straße ist vierspurig mit Zebrastreifen. Hier laufen Leute.

Also  
SCHAU  
JETZT.

ich will mit dir revolutionäreeremittel dir eigene organen aufbauen mich habsondernaßkapselform einnehmen brustkorbfreigeben

## BEZIEHDICH AUF MICH.

Er sagt, er sei krank. Sie sagt, wie ulkig.

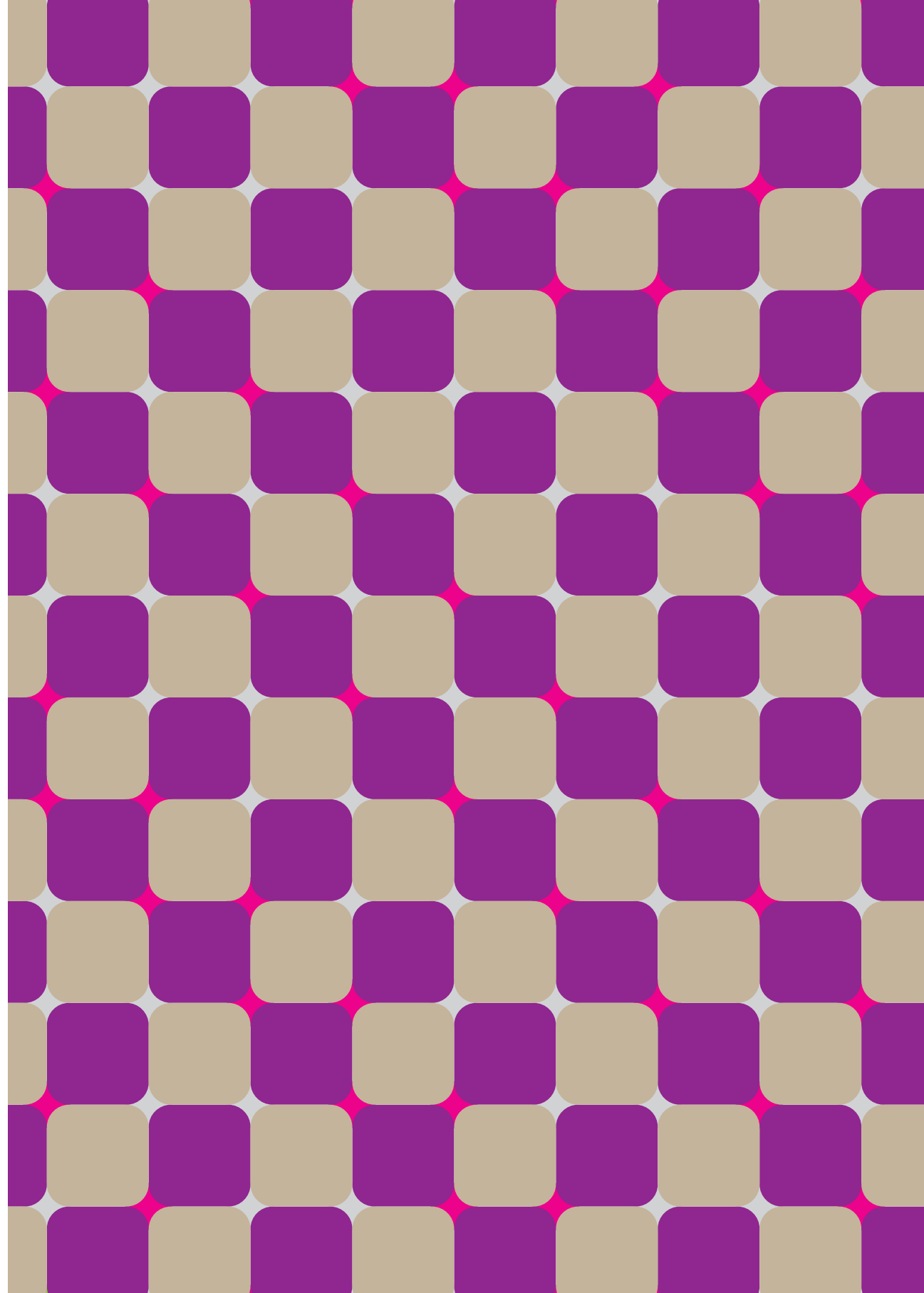
Was hast du? In unserem Alter beginnen die Leute krank zu werden. Du hast nichts? Das ist ungewöhnlich. Ich bin gesund. Ungewöhnlich. Es ist ein schleichender Prozess.  
Wenn du eine saubere Kaffeetasse in einen leeren, also so richtig leeren, abgeschlossenen Raum stellst, dann passiert nichts. Das ist der Beweis dafür, dass deine saubere Kaffeetasse tot ist. [ Leben ist Ungleichgewicht. ] Anderes Beispiel: Wenn du einen Zuckerwürfel in deinen Espresso legst und nichts passiert, dann ist das ein Beweis für Leben.

Wenn du eine saubere Kaffeetasse in einen leeren, also so richtig leeren, abgeschlossenen Raum stellst, dann passiert nichts. Das ist der Beweis dafür, dass deine saubere Kaffeetasse tot ist. [ Leben ist Ungleichgewicht. ] Anderes Beispiel: Wenn du einen Zuckerwürfel in deinen Espresso legst und nichts passiert, dann ist das ein Beweis für Leben.

Was ist sein/ihr/des/der Gewinn/das thaiseG?

Ich habe heute den Mond durch sein gewaltiges Maul weinen sehen. Ich war Zeuge, wie der Blumentopf blütenlos dem Wasser beim Versickern zusah. Und ich habe erkannt, dass das so sein muss, weil die Verbindung zwischen den beiden gestört ist. Und schließlich habe ich ebenfalls zu weinen begonnen; obwohl man ja weiß, dass es auf dem Mond Wasser gibt. Sie sagt, ich vertrau' Vertrautem Alles fing damit an. Und hört nicht. Die andere sagt: Wie spießig. auch auf (damit?)

Auf diesem Körper ist ein Strich, der vorher nicht da war. Der nichts unterstreicht.



VOL. 2 | anomalie



# CONGLOMERAT